

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte  
**Band:** 63 (2013)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Besprechungen = Comptes rendus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

*Schweizergeschichte / Histoire suisse*

**Die Amerbachkorrespondenz, XI. Band: Die Briefe aus den Jahren 1559–1562.** Hg. von Beat Rudolf Jenny, Ueli Dill, Lorenz Heiligensetzer und Reinhard Bodenmann. Basel, Verlag der Universitätsbibliothek, 2010. 2 Halbbände, 1257 Seiten, 11 Abbildungen.

Die Gelehrtenfamilie der Amerbach bewahrte im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert grosse Teile ihrer Korrespondenz auf; die Briefsammlung bildet eine Fundgrube für die Gelehrtengeschichte der international vernetzten Universitäts- und Druckerstadt Basel zu Beginn der Neuzeit, enthält aber auch Schreiben aus dem familiären Umfeld sowie aus der amtlichen Tätigkeit. Die auf elf Bände angewachsene Edition beginnt mit Johann Amerbach, der sich 1475 als Drucker in Basel niederliess, und schliesst mit dem Tod seines jüngsten Sohnes, des Juristen, Professors und Basler Stadtadvokaten Bonifacius Amerbach (1562). Der von Beat Rudolf Jenny und mehreren Mitherausgebern betreute Doppelband XI bildet den Abschluss der Briefedition; eine Fortsetzung mit der Korrespondenz von Basilius († 1591), des Enkels von Johann Amerbach, ist nicht vorgesehen.

Der Band enthält 356 an Bonifacius Amerbach und seinen Sohn Basilius gerichtete oder von ihnen verfasste Briefe aus den Jahren 1559–1562 (Nr. 4379–4734 der Gesamtedition); dazu kommen zahlreiche weitere aus der Zeit nach 1562, die im Vollabdruck oder als Regesten in den Kommentar eingearbeitet sind. Die Breite und die Vielfalt der behandelten Themen sind beeindruckend: Neben der lateinischen Gelehrtenkorrespondenz Bonifacius Amerbachs finden sich deutschsprachige Familienbriefe, juristische Gutachten, geistreiche studentische Frivolitäten der Freunde von Basilius Amerbach, Stipendiengesuche an Bonifacius als Verwalter der Erasmusstiftung, die Stipendien an Basler Studenten vergab, usw. Die kürzesten umfassen wenige Zeilen, der längste ist ein Verswerk von 815 Zeilen (S. 721–741). Die Briefe sind vollständig ediert und mit Textanmerkungen versehen, in denen auch Lesungen in den unübersichtlichen Briefkonzepten begründet werden. Vor der buchstabengetreuen Transkription wird jeweils das Original kurz beschrieben, die Datierung erläutert, der Schreiber bzw. die Schreiberin und der Adressat identifiziert, auf die Transkription folgen die Text- und Sachanmerkungen.

Im Zentrum steht Bonifacius Amerbach, an den zwei Drittel der Briefe adressiert sind, ein Viertel der Briefe ist an den Sohn Basilius gerichtet. Ein inhaltlicher Schwerpunkt fehlt. Der Kommentar trägt dieser Tatsache Rechnung, indem er jeden einzelnen Brief inhaltlich situiert, sowohl hinsichtlich der beteiligten Personen als auch hinsichtlich der angesprochenen Sachthemen. Die biographischen Erläuterungen und die Sachkommentare übertreffen die edierten Brieftexte im Umfang um ein Mehrfaches.

Die Biographien der Briefschreiber und anderer erwähnter Personen beruhen nicht allein auf der Auswertung und kritischen Bewertung der Forschungsliteratur, sondern schliessen eine akribische Aufarbeitung archivalischer Quellen



mit ein; sie stellen personengeschichtliche Grundlagenforschung dar für eine Zeit, die vergleichsweise schlechterschlossen ist. Oft verselbständigen sich die Biographien stark gegenüber den edierten Texten und werden zu mehrseitigen Abhandlungen, die jeweils auch das familiäre und berufliche Umfeld beleuchten. Der Doppelband enthält Dutzende derartiger Biographien, dazu kommen Rückverweise auf Biographien in früheren Bänden, von denen viele zum Teil umfangreiche Ergänzungen erfahren. Die Briefedition wird damit zu einem biographischen Nachschlagewerk für Personen, die mit der Familie Amerbach in Kontakt standen oder brieflich Gesuche für Stipendien einreichten. Unter Letzteren sticht ein Johannes Hägelin hervor, der als Pfarrer und Schulmeister «ein von Unstetigkeit und mangelnder beruflicher Kontinuität geprägtes Leben» führte (S. 85–93). Die Biographien zeichnen sich durch grosse Zuverlässigkeit aus, enthalten aber bisweilen eigenwillige Charakterisierungen. Die Briefe des Schwagers Alban Fuchs seien gekennzeichnet von einer «über zwei Jahrzehnte hinweg fast unveränderten spröden Formelhaftigkeit und häufigen Fehlerhaftigkeit», woraus «auf dessen wenig entwicklungsfähige und undifferenzierte Persönlichkeit» geschlossen wird (S. 106). Die Konzepte des Sohns Basilius zeigten «eine fundamentale angeborene, allenfalls vom übermächtigen Vater ererbte und als professionelle Deformation zu bezeichnende Schwäche des Basilius, dass er nicht imstande war, ein inhaltlich einfaches, unproblematisches, auch formal anspruchsloses Dankesbrieflein in einem Zug zu konzipieren, ganz zu schweigen von einer spontanen Ausfertigung» (S. 1109).

Der Sachkommentar geht bei zentralen Themen ebenfalls weit über die Erklärung der Sachverhalte hinaus. So gibt die von den Basler Druckern Froben/Episcopus veranlasste Adressierung der Widmungsepistel von Gesners grosser Galenausgabe (1562) an Basilius Amerbach – um nur ein Beispiel herauszugreifen – Gelegenheit, die Entstehungs- und Druckgeschichte der Galenausgabe minutiös nachzuzeichnen (S. 974–994).

Der Zugang zu den in den Briefen angesprochenen Themen ist schwierig. Auf Kopfreigesten, die in den meisten Editionen von Briefen des 16. Jahrhunderts eine erste Orientierung über den Inhalt ermöglichen, wurde leider seit dem ersten Band der Amerbachkorrespondenz von 1942 verzichtet. Eine Orientierungshilfe bieten drei im Register der Personen- und Ortsnamen eingefügte Lemmata, die anstelle eines Sachregisters eine ausführliche Zusammenstellung der behandelten Themen bieten: Basilius Amerbach (S. 1173–1178), Bonifacius Amerbach (S. 1178–1185) und Basel (S. 1189–1197); sie ist aber wenig übersichtlich. Die Personen und Orte sind dagegen über die Register gutauffindbar.

Die «Amerbachkorrespondenz» ist somit weit mehr als eine kommentierte Briefedition: Sie ist eine auf langjähriger Vertrautheit Beat Rudolf Jennys mit dem Amerbachnachlass beruhende, umfassende Aufbereitung des Quellenmaterials rund um die Korrespondenz der Familie Amerbach.

*Rudolf Gamper, Winterthur*

Viliam Čičaj, Jan-Andrea Bernhard (Hg.): **Das Schweizer Buch und seine mitteleuropäische Welt**. Bratislava, 2011 (Orbis Helveticorum). 338 Seiten, Abbildungen.

Der Sammelband umfasst die Beiträge eines Kongresses der Slowakischen Akademie der Wissenschaften vom April 2007 auf Schloss Smolenice (Westslowakei). Er enthält zusätzlich ergänzende Aufsätze von weiteren Forschenden.



Das Werk ist ein Ergebnis des Projekts «Die Schweiz als geistiges und kulturelles Zentrum Mitteleuropas in der frühen Neuzeit». Es geht der Frage nach, «mit welcher Intensität und in welcher Form [...] die schweizerischen Bücher die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung des mitteleuropäischen Raumes vom 16. bis 18. Jahrhundert modifiziert und geprägt haben» (S. 7f.).

Im ersten von drei Hauptteilen («Die Schweiz als europäisches Kultur- und Druckzentrum»), erläutern Detlef Haberland und István Monok die herausragende Bedeutung des Basler Buchdrucks für Mitteleuropa im 16. Jh. und Urs B. Leu gibt einen Überblick über die Publikationen des Druckorts Zürich. Allerdings zeigt bereits das erste Hauptkapitel, dass der Inhalt über die Themensetzung des Titels und des Vorworts zum Teil deutlich hinausgeht: Dies gilt für den geografischen Raum, indem auch Polen prominent berücksichtigt wird, wie auch die Themen: So fasst Hans Ulrich Bächtold (S. 63–67) nochmals die Bedeutung Bullingers als Publizist allgemein zusammen: 124 Werke, d.h. drei bis vier pro Jahr! Eva Frimmová und Daniel Škoviera befassen sich mit dem Einfluss von Erasmus von Rotterdam auf die Slowakei bzw. auf den Arzt und Humanisten Johannes Antonius Cassoviensis. Und schliesslich wird auch die Vorgabe in Bezug auf den zeitlichen Rahmen nicht streng eingehalten, indem einzelne Beiträge auch das 19., ja das 20. Jahrhundert berücksichtigen (so der Beitrag von S. Fircáková über J. H. Zschokke und die Slowakei).

Am Beispiel von Erasmus wird deutlich, wie problematisch es ist, ideengeschichtliche Rezeptionsforschung «national» zu fassen: Handelt es sich um Einflüsse von Schweizer Persönlichkeiten, in der Schweiz lebenden Autoren oder in der Schweiz gedruckten Werken (inkl. Übersetzungen) nach Mitteleuropa? Geht es um Einflüsse, vermittelt durch Peregrinanten (Reisende, Studierende), Drucker, Verleger mit ihren Vertriebskanälen? Eine entsprechend einführende methodische Grundlegung fehlt dem Band. Ansatzweise geschieht dies im Beitrag von Ivona Kollárová (S. 41–56). Sie weist hin auf das Dreieck Markt – Sammlungen – Rezeption und deren Quellen: Bibliothekskataloge, Kataloge von Buchhändlern, Listen von verbotenen Büchern, Anzeigen und Rezensionen, Korrespondenzen. Zu ergänzen wären auch noch die Dedikationen. – Der Mitherausgeber Jan-Andrea Bernhard stellt denn auch am Beispiel der Beziehungen zwischen Basel und ungarischen Humanisten fest, «dass es eigentlich nicht möglich ist, das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus nach Ländern und Städten darzustellen» (S. 127f.).

Das zweite Hauptkapitel ist dem «Schweizer Buch im mitteleuropäischen Raum» gewidmet. Hervorzuheben ist dabei der Beitrag von Jan-Andrea Bernhard über die «Bedeutung des Basler Humanismus für Ungarn. Warum ungarische Adelshöfe zu Förderern der Reformation helvetischer Richtung wurden.» Nach der Katastrophe von Mohács (1526) gewannen die Magnatenhöfe an Gewicht, entwickelten sich vielfach zu humanistischen Kulturzentren und förderten dank Verbindungen nach Basel mehrheitlich die Reformation helvetischen Typus’.

Im dritten Hauptabschnitt («Schweizer Bücher in historischen Buchbeständen») folgen exemplarische Auszahlungen von Schweizer Drucken in Bürgerbibliotheken, privaten und wissenschaftlichen Sammlungen.

Insgesamt macht der Band deutlich, dass wir es schon im frühen 16. Jh. mit einem *europäischen* Buchmarkt zu tun haben, bei dem die grossen deutschen Buchmessen und die Buchhändler von Krakau auch für die Helvetica eine zentrale Funktion hatten. Der Buchhandel entspricht der Vernetzung der humanis-



tischen Intelligenz in Europa (S. 127). Ein wichtiger Faktor für die Verbreitung von Schrifttum aus Basel, Zürich, Genf und später auch Neuenburg und Yverdon waren die Studenten aus Mitteleuropa, die in der Schweiz studierten und Drucke mitnahmen. Bemerkenswert ist schliesslich die ideologische Offenheit, die wir in untersuchten Bibliotheken vorfinden: Katholische, lutherische und reformierte Schriften stehen da nebeneinander, so z.B. in Prag des 17. Jahrhunderts (S. 158) oder in Sammlungen der Siebenbürger Sachsen – und sei es auch nur, um den geistlichen Kampf gegen Andersdenkende führen zu können (S. 303).

Viele Beiträge verzichten auf ein Fazit. Vergebens sucht man eine zusammenfassende Einordnung der Ergebnisse der Tagung in den Forschungsstand am Schluss des Bandes. Schade auch, dass eine solche Aufsatzsammlung noch immer ohne Abstracts editiert wird. Dies alles wie auch die etwas zufällig eingestreuten, z. T. unlesbaren Ausschnitte aus Helvetica ohne Bezug zum jeweiligen Artikel hinterlassen den Eindruck einer Edition, die mehr Aufwand verdient hätte. Immerhin ist sie mit einem detaillierten Personen- und Ortsregister ausgestattet.

*Robert Barth, Rüti*

Ulrich Pfister: **Konfessionskirchen, Glaubenspraxis und Konflikt in Graubünden, 16.–18. Jahrhundert.** Würzburg, Ergon-Verlag, 2012 (Religion und Politik 1). 543 Seiten, ohne Abbildungen, 1 Karte, 14 Tabellen.

Der Zürcher Professor, der in Münster lehrt, hat die Bündner Kirchengeschichtsschreibung mittels seines Beitrags im *Handbuch Bündner Geschichte* vor über zehn Jahren gewissermassen kanonisiert. Dabei hat sich die Verwendung des Paradigmas der Konfessionalisierung, das a priori die Gemeinsamkeiten verschiedener Religionsgruppen untersucht, für die Bündner Historiographie als sehr fruchtbar erwiesen. Nun legt er eine Gesamtdarstellung nach:

In der theoretischen Einleitung streicht er die Sonderrolle Graubündens heraus, das sich als gemischtkonfessionelles, dezentralistisch strukturiertes Territorium als Fallbeispiel eignet. Dies führte zu einer Kommunalisierung des Kirchenwesens mit einer «ausgesprochen komplexen kirchlichen Geographie» (S. 54), welcher sich der Autor im Kapitel 2 widmet. Nach diesem eher schwerfälligen Einstieg folgt die Beschreibung der evangelischen Bewegung mit den eminenten, gegen das Hochstift gerichteten Ilanzer Artikeln von 1524/26. Hierbei zeigt er prägnant auf, wie auf die Glaubensspaltung – ausser bei der Reformation in der Stadt Chur – eine vorkonfessionelle Phase folgte, die erst durch festgeschriebene Glaubensbekenntnisse und Klerusreformen zu einer abschliessenden Konfessionalisierung führte.

Die Parallelen mit der katholischen Reform oder Gegenreformation im Bistum Chur, das in der Frühen Neuzeit Vorarlberg und Vinschgau mit einschloss, liegen auf der Hand (Kapitel 4). Nach einer indifferenten Haltung der Bischöfe im 16. Jahrhundert wurden die tridentinischen Reformen von aussen durch nuntiatorische Visitationen gesteuert. In deren Folge setzten sich sowohl bischöfliche Priesterweihen als auch Klosterreformen (v. a. Disentis) durch. Die Konfessionalisierung als Glaubensfindungs- und Institutionalisierungsprozess war im frühen 17. Jahrhundert abgeschlossen. Kampfzonen blieben insbesondere im Veltlin (zum Bistum Como gehörig) und in den habsburgischen Herrschaftsgebieten (Prättigau, Unterengadin) übrig.

Kapitel 5 untersucht die Ansätze zur Professionalisierung des geistlichen Amts. Demgemäss waren die katholischen Pfarrer (materiell) unabhängiger als



ihre protestantischen Kollegen. Ihrem Mangel wurde durch die Berufung von Kapuzinern (vorab) aus Brescia begegnet. Trotz fehlender Hochschulstätte in den Drei Bünden herrschte ein hoher Ausbildungsstand vor, der erst im 18. Jahrhundert nachliess.

Im Kapitel Glaubenspraxis (6) wird erstens die evangelische Religionskultur betrachtet und die unvollständig gebliebene Einsetzung von Kirchenzucht-Organen erläutert. Demgegenüber wird zweitens die katholische Barockfrömmigkeit anhand des Bestehens von Bruderschaften oder Prozessionen beobachtet. Wobei man über den Sinn der durchgeführten Faktorenanalyse der Ästhetik der Kirchengestaltung bei einer Stichprobe von  $n = 29$  geteilter Meinung sein kann (S. 294f.). Danach konzentriert sich ein dritter Abschnitt auf die volkssprachliche Schriftkultur und auf das Schulwesen. Viertens folgt – überraschenderweise – ein Abschnitt über die Hexenprozesse. Diese werden sozusagen als Kehrseite des sittsamen Weltbildes der Gläubigen interpretiert. Ihr häufiges Auftreten sowohl in katholischen als auch protestantischen Gebieten hing oftmals mit fehlender Kohäsion der Dorfgesellschaften zusammen.

Kapitel 7 widmet sich – wie im Buchtitel hervorgehoben – den konfessionellen Konflikten. Dadurch vermeidet der Autor es geschickt, in eine allzu harmonische Konfessionalisierungsgeschichte zu verfallen. Zunächst werden die lokalen Konfliktherde (Untervaz, Bivio, Poschiavo, Sagogn, Tomils/Tumegl) analysiert und dann mit dem ideologischen Hauptkonflikt, nämlich der Behandlung der evangelischen Religion in den südlichen Untertanenländern, in Verbindung gesetzt. Als Muster zeigt sich, dass viele lokale Konflikte auf die höhere Ebene der Bünde transportiert und dort einfach «ausgesessen» wurden. Für das Abebben der Konfessionskonflikte nach 1720 wird die vorhandene Sekundärliteratur referiert, bevor ein Ausblick (Kapitel 8) sich mit neuen pietistischen Glaubensformen befasst. Der postulierte Endpunkt der konfessionellen Ära darf jedoch angesichts der bis 1810/11 anhaltenden Kalender-Streitigkeiten in Frage gestellt werden.

Im Schlusskapitel hebt der Autor das Bündner Beispiel als Konfessionalisierung «ohne Staat» hervor (S. 458). Der vorherrschende Kommunalismus führte zu einer endogenen Konfessionalisierung mit hohem Konfliktpotential, aber auch begrenztem Einfluss auf die dörflichen Nachbarschaftsverhältnisse. Im Anhang ist die Entwicklung von insgesamt 204 Kirchgemeinden in den Drei Bünden schematisch aufgelistet, dazu werden zwei reformierte Quellenstücke von 1628 und 1680 abgedruckt. An das Quellen- und Literaturverzeichnis schliesst sich ein Orts-, Personen- und Sachregister.

Anhand fundierter Quellenkenntnisse zeigt Ulrich Pfister die Parallelen der beiden Konfessionskirchen in Graubünden auf, wobei die angestrebte Koppelung von «starker» (Politik) und «schwacher» (Frömmigkeitskultur) Konfessionalisierung aufgrund der thematischen Gliederung nicht immer gelingt. Für die Tauglichkeit des allgemeinen Forschungsparadigmas ist dies nicht weiter störend, insbesondere dank des klugen Einbaus der religiösen Konflikte.

Teilweise unpassend hat der Rezensent die Sammelzitierweise empfunden, wodurch die Belege nicht immer bzw. sogleich nachvollziehbar sind. Einheimische Historiker oder -innen hätten dem engen Konnex zwischen Konfessionalisierung und Ausbildung rätoromanischer Idiome gewiss mehr Bedeutung geschenkt. Zweifellos aber öffnet das Werk neue Perspektiven für kirchenhistorische Regionalstudien wie auch für politgeschichtliche Darstellungen, bei denen man ohne (saubere) Konfessionalisierungs-Ansätze nicht auskommen kann. Es ist



allerdings zu befürchten, dass angesichts des hohen Verkaufspreises des Buches (105 Fr. bzw. 78 Euro) der Forschungsgewinn ein beschränkter sein wird.

*Adrian Collenberg, Zürich*

Stefan Altorfer-Ong: **Staatsbildung ohne Steuern. Politische Ökonomie im Bern des 18. Jahrhunderts.** Baden, Hier+Jetzt, 2010 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 86). 339 Seiten, zahlreiche, z.T. farbige Abbildungen und Grafiken.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die deutschsprachige Überarbeitung der Dissertation, die der heute in Singapur lebende Stefan Altorfer-Ong 2006 an der London School of Economics eingereicht hatte.<sup>1</sup> Die Studie entstand im Rahmen des Forschungsprojekts «Bernische Finanzgeschichte in der Frühneuzeit (BeFin)»<sup>2</sup>, für welches historische Rechnungen des Standes Bern aus dem 17. und 18. Jahrhunderts transkribiert und in eine Datenbank überführt wurden. Martin Körner, der 1981 eine Abhandlung über frühneuzeitliche Luzerner Staatsfinanzen publiziert hatte, leitete das Projekt am Historischen Institut der Universität Bern. Nach seinem Tod übernahm André Holenstein die Leitung, während Stefan Altorfer-Ong das Projekt koordinierte. Im diesem Kontext entstanden, gestützt auf Daten und Akten aus den Archiven in Bern, Lausanne und Aarau, auch weitere Forschungen zum frühneuzeitlichen bernischen Finanzhaushalt.<sup>3</sup> Synthetisierte Erkenntnisse aus Altorfer-Ongs Dissertation flossen auch in den vierten Band der neuen Berner Kantonsgeschichte ein.<sup>4</sup> Diese Verortung macht deutlich, dass Thema, methodische Ansätze und zitierte Literatur sich auf ein breites Forschungsnetz stützen, das bis zur angelsächsischen Wirtschafts- und Finanzgeschichte (Richard Bonney<sup>5</sup>, Patrick O'Brien, P.G.M. Dickson)

reicht und interdisziplinäre Überlegungen zu State-Building. In diesem internationalen Netzwerk situiert Altorfer-Ong seine Untersuchung explizit, wenn er festhält: «Jegliche Forschung über die ökonomischen Konsequenzen von Staatsbildung sollte mit einem vergleichenden Ansatz geschrieben werden» (S. 48). Weil der Meisternarrativ frühneuzeitlicher Staatenbildung der «Military Revolution» (Michael Rodgers, Geoffrey Parker) und deren fiskalisch-administrativen Implikationen einen zentralen Platz einräumt, will der Autor erklären, warum und wie die Berner Staatsbildung von diesem Muster abweichen konnte: «Die zentrale Fragestellung dieser Untersuchung [...] ist deshalb, welche Funktionen ein frühneuzeitlicher Staat in der Abwesenheit von Krieg ausführte und welchen Einfluss dies auf seine Ökonomie hatte» (S. 11).

1 Stefan Altorfer-Ong, *State-Building without Taxation. The Political Economy of Government Finance in the Eighteenth-Century Republic of Bern*, PhD Thesis, University of London/LSE, 2006.

2 Vgl. die Projektwebsite inkl. Rechnungstranskriptionen: <http://www.befin.hist.unibe.ch/index.htm> sowie Martin Körner, «Berns Staatsfinanzen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Ein Forschungsprojekt an der Universität Bern», in: *Bernische Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, 59 (1997), S. 324–326.

3 Insbesondere von Stephan Hagnauer und Niklaus Bartlome.

4 Stefan Altorfer-Ong, «Staatsfinanzierung ohne Steuern», in: André Holenstein et al. (Hg.), *Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt*, Bern 2008, S. 463–468.

5 Vgl. auch Richard Bonney (ed.), *Economic Systems and State Finance*, Oxford 1995.



Altorfer-Ong geht es um dreierlei: *erstens* um die Etablierung eines alternativen Modells von Staatsbildung am Beispiel der «Res publica Bernensis» im 17. und 18. Jahrhundert (Kapitel 2). Zu diesem Zweck testet er das herrschaftssoziologische Theorieangebot von Max Weber über Michael Mann bis zu Thomas Ertman und destilliert daraus eine mögliche Typologie zur Kategorisierung des Standes Bern. Fazit: Der Berner Territorialstaat des Ancien Régime entspreche einem «patrimonial-absolutistischen» Infrastruktur- und Regierungstyp. Die Finanz- und Steuerverfassung dient dabei, ganz im Sinne der Finanzsoziologie in der Tradition von Rudolf Goldscheid und Joseph Schumpeter, als eine Art Transmissionsriemen für die politischen Verhältnisse. Inspiriert von der New Fiscal History (Philip Hoffman, Kathryn Norberg), die einen positiven Link zwischen ausgeprägter politischer Repräsentation und höheren Steuern feststellte, lautet Altorfer-Ongs erfrischende These: Das Fehlen direkter Steuern schützte das alte Bern vor politischer Unruhe und legitimierte die patrizische Herrschaft (S. 59). Denn weniger als 1 Prozent der Einwohnerschaft auf bernischem Territorium war im 18. Jahrhundert mit den vollen politischen und Zugangs-Rechten zu Ämtern und Macht ausgestattet. Machtkonzentration und Oligarchisierung waren auch Thema von Katrin Rieders Dissertation über die Berner Burgergemeinde (2008). Indem der Verfasser seine Analyse auf den engeren Kreis der «staatlichen» Chargen fokussiert – auf die regimentsfähigen Familien und die aus diesen hervorgehenden Schultheissen, Mitglieder und Institutionen des Grossen und des Kleinen Rats sowie auf die Landvögte –, blendet er die politischen Beziehungen in Dörfern und Gemeinden und die dortigen wirtschaftlich-fiskalischen Verflechtungen und Abhängigkeiten aus. Zwar wird erwähnt, dass die Mehrheit aller für den bernischen Staat Tätigen weder Patrizier noch Bürger waren und dass sich die Obrigkeit Ruhe, Ordnung und Kooperation nebst tiefen Steuern durch Einbindung der lokalen Eliten erwarb. Doch diese lokalen Eliten und die ihres Staatshandelns werden aufgrund der ausgewählten empirischen Daten nicht weiter beleuchtet.

*Zweitens* und im Anschluss an seine State-Building-Typologie will Altorfer-Ong in Kapitel 3 den bernischen «Sonderfall» – Staatlichkeit bei fast vollständiger Abwesenheit von Krieg und von direkten Steuern – empirisch erklären. Das in der Einleitung skizzierte Modell eines überzeitlichen Auswertungsrahmens für vormoderne Finanzdaten – von Martin Körner entwickelt und von Stephan Hagnauer und Niklaus Bartlome verfeinert – wird hier mit den Daten aus den bernischen Standesrechnungen und Generalbilanzen umgesetzt. Resultat ist eine «anachronistische», nach modernen finanzwissenschaftlichen Kriterien erstellte «Gesamtrechnung» für das 18. Jahrhundert, die sich aus einer «Verbrauchsrechnung» und einer «Investitionsrechnung» zusammensetzt. Den Einwand, «dass die Zeitgenossen [...] nicht den hier vorgestellten analytischen Kriterien» folgten, «sondern in Kategorien des 18. Jahrhundert» dachten, wischt Altorfer-Ong vielleicht etwas allzu leicht mit dem Hinweis beiseite, «dass Sozialwissenschaft [sic!] über die Grenzen der zeitgenössischen Wahrnehmung hinausgehen muss, wenn sie einen Erkenntnisgewinn bieten will» (S. 118). Bei aller Skepsis gegenüber einer solchen Übersetzung historischer Daten und der Konstruktion von extrapolierten, homogenisierten Zeitreihen für Ausgaben, Einnahmen und Budgetüberschüsse (in 78 von 96 untersuchten Jahren!) sowie gegenüber einer Art sachlich-funktionalen Gliederung, beeindruckt der mit Hilfe vieler Tabellen und Grafiken anschaulich umgesetzte Wille zum quantifikatorischen und



kausalen Erkenntnisgewinn. So führt das Säulendiagramm mit den Einnahmen «nach Kategorie» die Wichtigkeit von Salzmonopol und -verkauf sowie der Zins-einnahmen deutlich vor Augen (S. 134). Ausgabeseitig fällt ins Auge, wie bescheiden die staatlichen Militärausgaben bis zu den 1790er Jahren insgesamt blieben. Für Auswertung und Analyse stützt sich Altorfer-Ong nicht nur auf eigene Quellen bzw. auf die BeFin-Datenbank, sondern auch auf Forschungen von Christian Pfister zu den Berner Zehnten oder von Erika Flückiger-Strebel zu Getreidepreisen. Die Berechnungen belegen insgesamt die in der Einleitung aufgestellte These, wonach Bern ein «Surplus» bzw. «Überschuss-Staat» sei, nicht nur infolge des Salz- und Getreideverkaufs, sondern auch mit Hilfe der Einnahmen aus ausländischen Investitionen (Kapitel 5). Weitere Einnahmequellen waren die Zehntabgabe, der die bäuerliche Bevölkerung unterworfen war, und Pensionen aus dem Geschäft mit eidgenössischen Söldnern in ausländischen Kriegsdiensten. Stärker als der monetäre Nutzen des Söldnerexports steht dessen aussen- und fiskalpolitische Bedeutung – die Kriegsverschonung der alten Eidgenossenschaft und damit ein tiefes Militärbudget – im Vordergrund. Eine Miliz – mobilisierungsfähige Untertanen, die sich auf eigene Rechnung zu bewaffnen hatten – reichte aus. Daneben trugen auch die Absenz einer Staatsschuld sowie minimale Kosten für die Verwaltung zur Überschusswirtschaft bei.

Was bedeutete eine solche Finanzverfassung aus redistributiver Sicht? Die Antwort darauf findet sich in Kapitel 4: Denn der Verfasser will *drittens* via die Art und Höhe der Berner «Steuern» sowie mittels einer Analyse der fiskalischen Umverteilung im reichsten und grössten Einzelstaat der alten Eidgenossenschaft einen Beitrag zu einer «*politischen* Ökonomie» von staatlichem Handeln leisten. Von Hilton Root übernimmt Altorfer-Ong ein weitgefasstes Konzept von «Umverteilung», mit dem er etwa nachweist, dass Nicht-Bürger insgesamt mehr (indirekte) Steuern bezahlten als Bürger. Die Problematik moderner Konzepte zeigt sich erneut, wenn sich der Autor zur Analyse der «sektoralen Umverteilung» anschickt. Macht es Sinn, frühneuzeitliches Wirtschaften in das im 20. Jahrhundert entwickelte Modell der drei volkswirtschaftlichen Sektoren einzupassen und die damalige Verwaltung als «eigenständigen Teil des dritten Sektors» (S. 212) zu bezeichnen? Dieselbe Frage stellt sich beim mutigen Versuch, die durchschnittliche «Fiskalbelastung» der Berner Bevölkerung aus indirekten Steuern und Verbrauchsabgaben, aus der Zehntbelastung sowie aus den materiellen und Opportunitätskosten für den Dienst im Milizheer zu berechnen. Andererseits ist ein solches Vorgehen, das vom zeitgenössischen Kontext abstrahiert und neuzeitliche volkswirtschaftliche Konzepte übernimmt, im Kontext des gesamten BeFin-Projekts nur folgerichtig.

Bleibt, die dergestalt gewonnenen Erkenntnisse mit der im Buchtitel vertretenen These von einer «Staatsbildung ohne Steuern» zu vergleichen. Der Autor gelangt zum Schluss, die Fiskalbelastung der Bevölkerung habe im Lauf des 18. Jahrhunderts zwar um fast 50 Prozent zugenommen, sei aber im internationalen Vergleich bescheiden geblieben; nämlich bei etwa einem Drittel der französischen Steuerbelastung (S. 234, leider ohne Quellenangabe). Dazu trugen auch die bereits erwähnten Einkünfte aus den in Kapitel 5 erörterten Auslandsinvestitionen bei. Dabei handelt es sich um eine in sich abgeschlossene, gelungene Fallstudie über das Investitionsverhalten eidgenössischer Akteure auf ausländischen Finanzmärkten im Kontext der «Financial Revolution» (Dickson) und von Lernprozessen infolge der South Sea Bubble von 1720. Im abschliessenden



Kapitel 6 sieht der Autor sein Modell des Berner Surplus-State bestätigt. Gleichzeitig hält er fest, dass die tiefe Belastung mit direkten Steuern angesichts der (Opportunitäts-)Kosten aus dem Milizsystem als «geringer Trost» (S. 286) zu werten sei, und bezeichnet Bern als «Zehntstaat» (S. 288). Dies habe auch eine Modernisierung der Landwirtschaft bzw. der Wirtschaft überhaupt verzögert. Es bliebe zu untersuchen, so die Anregung des Autors, ob das Berner Staatsbildungsparadigma weniger ein Sonderfall als vielmehr repräsentativ für die «Staatsbildung in einem anderen Europa» (S. 299) als jenem der monarchischen Grossstaaten ist.

*Gisela Hürlimann, Zürich*

Georges Andrey, Maryse Oeri von Auw, avec la collaboration de Marc Mousson: **Marc Mousson 1776–1861. Premier chancelier de la Confédération suisse (avant-propos de François Jequier)**. Bière-Divonne-les-Bains, Editions Cabédita, 2012. 254 p., ill.

La trajectoire de Marc Mousson, personnage méconnu auquel l'historiographie s'est peu intéressée, est étonnante: secrétaire général du Directoire dès les débuts de la République helvétique – à l'âge de 22 ans! –, puis chancelier de la Confédération dès la Médiation et sous le régime du Pacte fédéral, sans interruption de 1803 à 1830. Ce juriste vaudois, bourgeois de Morges, traverse sans grandes secousses toutes les tempêtes de l'époque, faisant preuve d'une remarquable capacité d'adaptation aux ruptures politiques et idéologiques, disposition qui rappelle, toutes proportions gardées, la souplesse d'un Talleyrand... Comment et pourquoi ce personnage a-t-il pu et su se maintenir ainsi dans une fonction en principe de nature purement administrative, en réalité souvent chargée de responsabilités politiques ou diplomatiques, pendant plus de trente ans? C'est une des questions centrales auxquelles ce livre veut répondre.

Excellent connaisseur de l'histoire politique du premier XIX<sup>e</sup> siècle helvétique, Georges Andrey est le principal auteur de cette biographie. Celle-ci lui permet, au-delà de l'analyse d'une vie et surtout d'une carrière sur laquelle le livre est centré et dont le déroulement chronologique est le fil conducteur, de rappeler à grands traits l'histoire politique, institutionnelle et diplomatique de cette époque complexe et décisive pour la Suisse. Une documentation riche, partiellement originale (souvenirs de Mousson, correspondances) et fort bien exploitée forme le soubassement très solide de l'édifice.

En 1798, un peu par hasard et profitant immédiatement d'une série de chances et de protections qui vont accompagner toute sa carrière, Mousson, petit avocat inexpérimenté dont les origines familiales bourgeoises et la courte période de formation (achevée à Tübingen) sont évoquées, est embarqué dans la brève aventure de la République helvétique. Il a auparavant été député à l'assemblée représentative provisoire de l'éphémère «République lémanique» vaudoise, dont il est devenu secrétaire avec le soutien du futur directeur de l'Helvétique Maurice Glayre. Ce dernier est en effet bientôt appelé au Directoire et emmène le jeune homme dans ses bagages, pour le faire élire secrétaire romand du Grand Conseil national et, deux semaines plus tard, promouvoir au rang de secrétaire en second du Directoire, et enfin secrétaire général. La disparition du Directoire en 1800 le transforme en secrétaire général de la Commission exécutive. Les gouvernants se succèdent à un rythme rapide, mais Mousson est toujours là jusqu'en 1803. Il occupe dès lors, soutenu notamment par le landamman d'Affry, le nouveau poste de chancelier de la Confédération; il seconde le landammann voulu par Bonaparte,



qui change chaque année au gré du tournus des six cantons directeurs. La présence ininterrompue du même chancelier renforce évidemment le poids de la fonction et l'influence de son titulaire, qui tend ainsi, incarnant la continuité de l'institution, à devenir un véritable gouvernant, voire, du moins temporairement, le chef du gouvernement, selon certaines interprétations. Ce que montre très bien un survol de l'histoire politique de la Suisse de la Médiation et l'analyse du rôle de plus en plus important de Mousson. Cette influence ne fait que se confirmer sous le régime du Pacte fédéral, notamment sous l'angle diplomatique, dans la phase de reconstruction de la Suisse à l'époque de la refonte diplomatique des années 1814–1815.

Pour les auteurs, pleins d'empathie pour leur sujet, l'explication principale de la longue et belle carrière de Mousson tient à ses qualités. La «loyauté» de son engagement d'abord, en dépit de son évolution idéologique, sur laquelle on s'attarde peu, et qui le mène de l'adhésion à l'utopie de l'Helvétique à des positions franchement conservatrices sous le Pacte fédéral. Ses «capacités» ensuite: reprenant notamment les éloges décernés à Mousson par certains de ses contemporains, surtout les plus illustres, souvent étrangers, les auteurs ne lésinent pas sur les qualificatifs louangeux. Le «génial» chancelier est un bon juriste, un habile diplomate, un grand patriote vaudois et suisse, etc. Ces constats, déjà lourdement annoncés dans deux préfaces hagiographiques (Corina Casanova, Nuria Gorrite), sont indéniables. Cependant le poids qu'on leur donne pourrait paraître excessif, au détriment de la prise en compte du rôle de la chance ou du hasard, dont on sait qu'ils influent même le déroulement de la vie des plus «grands hommes». En d'autres termes, le genre biographique est comme on le sait plein d'ambiguïtés, de pièges et de difficultés, ce dont les auteurs sont à l'évidence bien conscients.

Quoi qu'il en soit, cette biographie a le grand mérite d'attirer l'attention sur un acteur discret mais essentiel de l'histoire politique de la Suisse du premier XIXe siècle et, peut-être surtout, sur ses fonctions, dont l'analyse contribue utilement à la mise en valeur d'une histoire de l'administration aussi révélatrice qu'aujourd'hui peu en vogue.

Il est important de préciser que ce livre est très explicitement destiné à un public aussi large que possible, conformément aux options générales de l'éditeur. Il s'agit d'un travail de très bonne vulgarisation. En conséquence il est écrit dans un style vif, voire journalistique ou «accrocheur» – qu'on peut priser ou non; le texte est parsemé d'«encadrés» axés sur la vie privée et familiale de Mousson et qui font la part belle à l'anecdote, significative ou non; les citations ne sont pas référencées avec précision et la description finale des sources manuscrites reste rapide, alors que la bibliographie est embryonnaire; il n'y a pas d'index. Surtout la mise en contexte de l'itinéraire du chancelier, toujours bien structurée, très claire et parfaitement informée, est conçue à l'usage des profanes, ce qui justifie, dans un souci didactique appuyé, bon nombre de rappels et d'évidences inutiles au lecteur un tant soit peu averti. Tout cela est voulu et revendiqué, pour une lecture facile et agréable; dans ce sens, c'est une évidente réussite.

*Philippe Henry, Neuchâtel*



Ulrike Sill: **Encounters in Quest of Christian Womanhood. The Basel Mission in Pre- and Early Colonial Ghana.** Leiden, Brill, 2010 (Studies in Christian Mission, Bd. 39). 420 Seiten.

In der heutigen Welt ist das Christentum nicht typischerweise durch einen Mann aus dem Norden, sondern eher durch eine afrikanische Frau aus dem Süden repräsentiert. Mit dieser Bemerkung beginnt Ulrike Sill die Einleitung ihres Buches «Encounters in Quest of Christian Womanhood», als Doktorarbeit bei Patrick Harries in Basel verfasst, in dem sie die Anfänge dieses globalen Phänomens am Beispiel von Frauen im Umfeld der Basler Mission im 19. Jahrhundert im heutigen Ghana untersuchen möchte. Ziel der Verfasserin ist es, das Engagement von europäischen und afrikanischen Frauen in der Basler Mission aufzuzeigen und ihren Anteil am Aufbau der Basler Missionsgemeinschaften hervorzuheben.

Hierfür beschäftigt sie sich zunächst mit den organisatorischen und konzeptionellen Anfängen der Frauenmission und vergleicht diese mit der Frauenarbeit in anderen, besonders britischen Missionsgesellschaften. Anschliessend beschreibt Sill den sozialen Hintergrund sowohl der beteiligten Europäerinnen – die in grosser Zahl aus dem ländlichen Württemberg kamen – als auch der frühen afrikanischen Aktivistinnen und legt hier die Grundlage für eine Beschreibung eines Zusammentreffens («encounter») zwischen der europäischen Vorstellung einer «christlichen Weiblichkeit» und afrikanischen Konzepten von «womanhood». Besonders deutlich wird dies anhand der in Kapitel 4 vorgestellten Catherine Mulgrave, Regina Hesse und Rose Ann Miller – drei afrikanische Führungspersönlichkeiten der Frauenarbeit vor Ort und «‘mothers’ to a new and growing Christian community» (S. 148). In den folgenden drei Kapiteln beschreibt Sill vor allem den Aufbau von Mädchenschulen an den Missionsstationen Christiansborg und Akuropon. In den abschliessenden Kapiteln 8 und 9 beschäftigt sie sich mit der Ausweitung der Mädchenbildung in zuerst «Mädchenanstalten» genannten Internaten, mit Kleidung als einem ausgehandelten Ausdruck von «proper womanhood» und mit den Möglichkeiten öffentlicher Rede für Afrikanerinnen in den christlichen Gemeinden.

Schon 1828 begann die Basler Mission ihre Arbeit im Küstenstreifen des heutigen Ghana. In den folgenden Jahrzehnten blieben hier politische und ökonomische Grundfragen noch offen. Der Übergang vom Sklaven- zum legitimen Handel war ein langsamer Prozess, und die Macht der Briten und anderer Europäer ging kaum über die Küste hinaus. Die afrikanischen Gesellschaften im Hinterland, in denen die Basler Mission schon bald Fuss fasste, versuchten ihre Handlungsspielräume zwischen europäischen Einflüssen und der Expansion des mächtigen Königreichs Asante zu wahren. In dieser Situation, in der generell politische Macht und die Zuordnung von Menschen neu verhandelt wurde, waren die Basler Missionare – wie andere Europäer auch – ohne den Schutz und die Machtmittel eines etablierten Kolonialstaates auf Verhandlungen und Kompromisse mit lokalen Autoritäten angewiesen.

In dieser historischen Konstellation war das Bestreben der Mission, nicht nur Menschen zum Christentum zu bekehren, sondern auch die Lage der afrikanischen Frauen grundlegend zu verbessern, ja sie regelrecht zu befreien, doch recht ambitioniert. Es sei hier angemerkt, dass diese angebliche Befreiung afrikanischer Frauen durch Europäer(innen) innerhalb und ausserhalb der Mission ein alter, bis heute anhaltender Teil europäischer Allmachtphantasien der Rettung Afrikas ist.



Durch eine Besserstellung der Frauen sollte eine Voraussetzung für die vollständige Modernisierung der Gesellschaft geschaffen werden – und dies, so referiert Sill, sei durch die sozialen Innovationen der Mission erreicht worden. Dabei steht eine auf *gender relations* bezogene Missionsgeschichte stets vor der Grundfrage, ob die Missionsgemeinschaften eine Besserstellung und eine Zunahme von Möglichkeiten für Frauen bewirkten oder ob sie zu einer Festigung konservativer Werte und zu einer dauerhaften Entmachtung und Domestizierung von Frauen beigetragen haben.

Dies betraf nicht nur afrikanische, sondern auch europäische Frauen in den Missionsgemeinden. So beschreibt Sill, dass Europäerinnen zwar zu aktiven Trägerinnen der Frauen- und Bildungsarbeit der Basler Mission wurden, doch war ihre Professionalisierung und damit einhergehend ihre grössere Selbständigkeit immer auch Gegenstand von Bedenken und Beschränkungen aufseiten der Missionsführung.

Haben Afrikanerinnen im 19. Jahrhundert das Wirken der Mission stets als Befreiung aufgefasst? Daran hat auch Sill Zweifel, denn viele Afrikanerinnen sahen neben der relativen Sicherheit eines Lebens auf den Missionsstationen, den neuen Bildungsangeboten und spirituellen Antworten auch eine Begrenzung ihrer Handlungsspielräume durch die Mission mit ihrem christlichen Familienbild und dem Ideal der weiblichen Häuslichkeit. In den vorkolonialen Gesellschaften Westafrikas besaßen Frauen mitunter grössere ökonomische Selbständigkeit und politische Aktionsfreiheit als Frauen im Europa des 19. Jahrhunderts. So waren lokale Faktoren entscheidend bei der Frage, ob sich Afrikanerinnen den Missionsgemeinden anschlossen oder nicht.

In der Mission verliefen Aushandlungen über den Platz der Frauen häufig entlang der vermeintlichen Grenze von öffentlicher und privater Sphäre. Sill verdeutlicht dies unter anderem an der Zuschreibung einer «geistigen Mütterlichkeit» für Lehrerinnen. Weniger überzeugend ist die von Sill immer wieder beschworene Trennung von «Moderne» und «Tradition», etwa bei der Unterscheidung von Christiansborg, wo sich angeblich schon Mitte des 19. Jahrhunderts eine moderne Elite herausbildete, und Akuropon, wo Politik und Gesellschaft vollkommen traditionell organisiert gewesen sein sollen.

Dennoch basiert «Encounters in Quest of Christian Womanhood» auf einer profunden Kenntnis der Geschichte der Basler Mission und einer guten Einbindung in die Geschichte Ghanas. Es ist ein wichtiges, quellengesättigtes Buch zur Geschichte der Basler Mission und des vorkolonialen Christentums im heutigen Ghana.

*Frank Schubert, Zürich*

Paul Widmer: **Minister Hans Frölicher. Der umstrittenste Schweizer Diplomat.** Zürich, NZZ-Libro, 2012. 263 Seiten.

Das Buch über den Gesandten, der in den Jahren 1938–1945 die Schweiz in Berlin vertreten hat, bietet eine erweiterte Überarbeitung zweier Kapitel der 1997 erschienenen Publikation «Die Schweizer Gesandtschaft in Berlin». Widmer, 1992–1999 in jenem Haus in Berlin tätig und schon 1993 Gastgeber eines Frölicher-Kolloquiums, verlängert nun die Debatte über die Stärken und Schwächen dieses Mannes. Der letzte Beitrag in der SZG stammt von Stephan Schwarz und aus 2008. Der Frölicher-Biograph gibt vor allem über seine eigene Betrachtungsweise reichlich Auskunft. Das Buch gerät in gewissen Passagen zu einer Fibel über das richtig Verständnis des Diplomatenmetiers, das sein



Verfasser ja selbst betreibt (heute mit der Vertretung im Europarat): Diplomaten müssten die Interessen ihres Landes durchsetzen, dabei könne man auch Opfer der Berufsanforderungen werden, man müsse die Instruktionen der eigenen Zentrale umsetzen usw. Widmers Argument, dass man Frölicher versetzt hätte, wenn man mit ihm unzufrieden gewesen wäre, trägt allerdings dem an sich bekannten Umstand nicht Rechnung, dass dies sehr wohl erwogen, aber nicht weiter verfolgt wurde, weil man befürchtete, dass Berlin jedem Ersatzmann das *Agrément* verweigert hätte.

Widmer schliesst seine Ausführungen mit dem Urteil: «(Fröhlicher) zum Sündenbock zu stempeln, besteht kein Anlass; ihn zum Vorbild der Diplomatie zu erheben, aber auch nicht.» Dem Verfasser geht es vor allem um wertende Urteile und weniger um Erklärungen. So vergleicht er ausführlich Frölicher mit anderen Spitzendiplomaten, die damals dem schweizerischen Aussendienst zur Verfügung standen: mit Stucki, Rüegger, Burckhardt, und er kommt zum Schluss, dass diese nicht besser gewesen wären, später aber ebenfalls den Preis für ihre schwierigen Aufgaben hätten bezahlen müssen.

Die starke Wertungstendenz ergab sich auch aus der Absicht, ein Gegenbild zu der von Edgar Bonjour ebenfalls stark wertenden Charakterisierung Frölichers zu schaffen. Der Autor der Neutralitätsgeschichte muss sich vorwerfen lassen, mit sehr ungleichen Ellen ans Werk gegangen zu sein. Zugleich versichert Widmer, dass Bonjour «gewiss» ein bedeutender Historiker gewesen sei. Ähnlich geht er mit seiner Hauptperson um, er verteilt Anerkennung und Kritik in reichem Mass. Die Kritik (zum Beispiel an Frölichers Schweigen zu den Judenverfolgungen) hat aber vor allem die Funktion, die Anerkennung der «guten Seiten» umso glaubwürdiger erscheinen zu lassen.

Die den Verfasser nicht weiter interessierenden Erklärungen hätten beispielsweise der Frage gelten können, ob Frölichers sozialer Stand, also nicht nur seine Berufsfunktion, es ihm erschwerte, sich gegenüber dem Nationalsozialismus stärker abzugrenzen; Frölicher war in grossbürgerlichem Milieu aufgewachsen, familiär mit dem Patriziat eng verbunden, Schlossherr, Gentleman-Farmer. Dafür erfahren wir, dass sich der Gesandte im Krisenmonat August 1939 wegen Kreislaufstörungen einen Jagdurlaub im Tirol gönnt. Keine Fragen und darum auch keine Erklärung gab es ferner zum herrschenden Selbstverständnis der damaligen Aussenpolitik. Es ist schon bemerkenswert, dass man Mottas Haltung als pragmatisch und explizit als nicht weltanschaulich orientiert bezeichnen kann.

*Georg Kreis, Basel*

Karin Huser: **Bildungsort, Männerhort, politischer Kampfverein. Der deutsche Arbeiterverein «Eintracht Zürich» (1840–1916).** Zürich, Chronos, 2012. 532 Seiten, 65 Abbildungen.

Die deutsche Arbeiterbewegung entstand in den Jahren des Vormärz im Ausland. Dies geschah zum Teil in einem transnationalen Kontext, etwa wenn Ideen französischer Sozialisten rezipiert wurden oder Organisationsmodelle wie das des Geheimbundes für eigene Organisationsbestrebungen genutzt wurden. Zum anderen waren die im Ausland gegründeten Vereine und Bünde stark national geprägt. Karin Huser stellt in ihrem Buch «Bildungsort, Männerhort, politischer Kampfverein» mit dem deutschen Arbeiterverein «Eintracht Zürich» einen traditionsreichen, ausserhalb der Grenzen des Deutschen Bundes bzw. des Deutschen Kaiserreichs gegründeten Arbeiterverein vor. Neuere Forschungs-



ansätze aufgreifend, nutzt sie einen «kombinierten kultur- und sozialgeschichtlichen Zugriff» (S. 14). Ihre Fragestellung und ihr Frageraster konzentriert sich auf das Organisationsmilieu dieses Vereins und schliesst Fragen nach der sozialen Basis, den ideologischen Richtungen sowie nach den Funktionen des Vereins und Praktiken innerhalb des Vereins ein. Hinzu kommen verflechtungsgeschichtliche Fragen nach der Bedeutung der deutschen Arbeitervereine für die schweizerische Arbeiterbewegung. Der «noch immer taugliche kulturanthropologische Ansatz, den E. P. Thompson mit dem Konzept der 'Klasse als Kultur' verfolgt hat» (S. 18), bildet den methodischen Ausgangspunkt. Huser profitiert von einer günstigen Quellenlage und kann mit ihrer Arbeit eine Lücke in der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsforschung der Schweiz schliessen.

Das erste Hauptkapitel beschäftigt sich in drei chronologisch gegliederten Abschnitten mit der Organisation, den Ideen und Programmen der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz. Es ist der längste Teil und umfasst die Hälfte des Buches. Huser bindet die Entstehungsgeschichte der deutschen Arbeitervereine in die allgemeine Entwicklung des Vereinswesens der ersten Jahrhunderthälfte, in die Geschichte des Gesellenwanderns und in die Geschichte des politischen Exils des Vormärz und der Revolutionszeit 1848/49 ein. Bis in die 1840er Jahre hinein zeigte sich an dem aus einem Gesangsverein hervorgegangenen Verein «Eintracht Zürich» die Schwierigkeit, «ein endgültiges Vereinsprofil zu definieren» (S. 49). Allmählich setzte eine Politisierung ein, die sich im Interesse an politischen und sozialen Fragen zeigte. Manchen Mitgliedern ging diese Ausrichtung nicht weit genug, und ein Teil wechselte in die frühkommunistische Bewegung des «Bundes der Gerechten»: «Der Mitgliederverlust an die Kommunisten führte bei der Eintracht zu einer grösseren Krise» (S. 60). Obwohl auch innerhalb der «Eintracht» sich allmählich ein vorsichtiger Schwenk nach links vollzog, blieb sie im Vergleich zu dem unter dem Einfluss Wilhelm Liebknechts revolutionär ausgerichteten Genfer Verein gemässigt.

In die zweite Phase zwischen 1850 und dem Erlass des Sozialistengesetzes im Deutschen Kaiserreich 1878 fällt der Schwenk von einem Arbeiterbildungsverein mit bürgerlich-liberaler Programmatik zu einem an die marxistischen Internationale angelehnten Bewegung. Anschaulich schildert Huser dabei die ideologischen Verrenkungen in diesem Prozess, etwa wenn Gedenkfeiern sowohl für Schiller, Luther, den preussischen General Scharnhorst und Robert Blum abgehalten wurden.

Die dritte von Huser beschriebene Phase schliesslich umfasst den Zeitraum zwischen 1878 und dem Ersten Weltkrieg. Während Exil-Sozialdemokraten in der Schweiz «Mitgliedschaften der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands im Ausland» gründeten und als Plattform für die Agitation im Deutschen Kaiserreich nutzten, kam die Politisierung der Basis der «Eintracht» nur schleppend voran. Es bildete sich so eine «Doppelstruktur» heraus. Auf der einen Seite standen die als «übereifrig empfundenen Exilsozialisten» mit ihren «besserwisserischen Theorien», auf der anderen Seite die «schon länger in der Schweiz lebenden Genossen», die an Geselligkeit und Bildung interessiert waren (S. 170f.). Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs verliessen zahlreiche Mitglieder und Führungsfiguren den Verein und kehrten als Kriegsfreiwillige nach Deutschland (oder Österreich) zurück. Exilanten aus Russland, darunter Leo Trotzki, traten dem Verein bei und formulierten eine Antikriegspolitik. Der massive Mitgliederschwund konnte jedoch nicht mehr überwunden werden. 1916 löste sich der Verein auf und fügte sich in die sozialdemokratische Züricher Stadtpartei ein.



Im zweiten Hauptkapitel wendet sich Huser der sozialen Zusammensetzung der «Eintracht Zürich» zu. Wie in den meisten Arbeitervereinen bildeten gelernte Handwerker bzw. Facharbeiter die Basis. Schuhmacher, Schneider, besonders Holzarbeiter, waren stark vertreten. Auch nach der Jahrhundertwende gelang keine Integration von Fabrikarbeitern. Der Anteil der Schweizer kam kaum über 10–12% hinaus. Frauen blieben eine Minderheit.

Im dritten Hauptteil geht die Autorin der Polyfunktionalität des Arbeitervereins nach. Der Verein garantierte Zusammengehörigkeit, Identität, Kommunikation, Integration, Respektabilität, hielt materielle (Speiseassoziation) und kulturelle (Gesang, Bildung usw.) Angebote parat. Es war ein «Ort des Wohlfühlens und des Aufgehobenseins» (S. 309). Gleichzeitig war es ein Ort, in dem Männlichkeit und Männertugenden zelebriert wurden und wo man sich mit der politischen Gleichberechtigung der Frauen schwertat. Immerhin war man – im Gegensatz zu den Grütlivereinen – bereit, Frauen in den Verein aufzunehmen.

Abschliessend wendet sich Huser dem Verhältnis zwischen den Schweizer Genossen und dem Züricher Verein zu. Zunächst werden die Gemeinsamkeiten hinsichtlich sozialer Basis, Organisationsstruktur sowie Polyfunktionalität zwischen der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und dem Grütliverein auf der einen Seite und dem Verein «Eintracht Zürich» auf der anderen Seite beleuchtet. Anschliessend zeigt sie die zahlreichen Konfliktebenen auf. Letztlich fühlten sich die Schweizer durch die ‘Auslandssozialisten’ bevormundet, die sich «in die Rolle der kritischen Opposition» manövriert hatten. Auch wenn es Huser nie so deutlich ausspricht: es prallten unterschiedliche Ideologien und Vorstellungen aufeinander, die sich nicht vereinbaren liessen.

Huser hat auf Grundlage der neueren Literatur zur Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung eine überzeugende Überblicksarbeit vorgelegt. Die Abbildungen, zahlreiche Tabellen und grau hinterlegte «Kästen» bieten weitere Informationen. An einigen Stellen wäre sicherlich eine tiefergehende Analyse möglich gewesen. Das Eigene und das Fremde, das sich in dem Mit- und Nebeneinander von deutscher und Schweizer Organisationsbestrebungen durch die ganze Arbeit zieht, hätte noch pointierter dargestellt werden können. Es waren ja vor allem die in die Schweiz eingebürgerten ehemaligen ‘Deutschen’, die sich gegen die Deutschen im Züricher Verein abgrenzten. Auch die Rolle des Staates, der Stadt und des Bürgertums als das Gegenüber, als der gemeinsame Feind, bleibt weitgehend ausgeblendet. Vielleicht waren diese Antagonisten im Schweizer Fall eben gar nicht so sehr der Feind, dass sich von daraus unterschiedliche Perspektiven in der Schweizer Sozialdemokratie und der Basis der «Eintracht» auf der einen Seite und in den Führungskreisen des Züricher Arbeitervereins auf der anderen Seite ergaben. Vielleicht vollzog sich von daher ja auch erst so spät die «Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie», als sich 1917 der Grütliverein von der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz trennte. Diese kritischen Nachfragen schmälern nicht Husers Leistung, sondern zeigen die Möglichkeiten, die sich mit dieser Arbeit verbinden.

*Jürgen Schmidt, Berlin*

Daniel Trachsler: **Bundesrat Max Petitpierre. Schweizerische Aussenpolitik im Kalten Krieg 1945–1961.** Zürich, NZZ-Libro Verlag, 2011. 454 Seiten.

Mit Politikgestaltung ist mehr gemeint als individuelles Reagieren in Einzelfällen, nämlich das Entwickeln und Verfolgen eines möglichst kohärenten Konzepts unter Ausnützung bestehender Handlungsspielräume. Dieses Verständnis liegt



auch der jüngsten historischen-politologischen Studie zu Max Petitpierre zugrunde, zu einem Magistraten, der in den Jahren 1945–1961 als Mitglied der Schweizer Regierung Hauptverantwortlicher für die Gestaltung der Aussenpolitik dieses Landes war.

Daniel Trachsler, ihr Verfasser, geht der Frage nach, inwiefern Petitpierre die aussenpolitische Konzeption und Praxis geprägt und wie sich der Handlungsspielraum allenfalls verändert hat. Dabei ergibt sich der widersprüchliche Befund, dass Petitpierre in der ersten Hälfte seiner Amtstätigkeit als aussenpolitischer «Novize» durchaus gestaltend, in der zweiten Hälfte als erfahrener Aussenpolitiker dagegen mehrheitlich nur noch verwaltend tätig gewesen ist. Dieser paradoxe Befund erklärt sich aus verschiedenen Umständen: Zum einen erlaubten die spezifischen Herausforderungen der ersten Phase, insbesondere die Bereinigung der Beziehungen zu den USA und der UdSSR, ein formatierendes Gestalten. Zum anderen traten in der zweiten Phase im Regierungsapparat Gegenkräfte auf, welche Petitpierres Handlungsspielräume einschränkten. Im Weiteren wurde Petitpierre immer mehr der Gefangene seiner eigenen Doktrinen. Die letzten beiden Punkte erklären sich in hohem Masse aus Petitpierres Persönlichkeit und lassen sich mit dem vom Autor partiell gewählten biographischen Ansatz erfassen.

Trachsler reflektiert diesen Ansatz in seiner Einleitung und meint, mittlerweile sei die Bedeutung der strukturellen Rahmenbedingungen derart unbestritten, dass die Gefahr einer Überbewertung des individuellen Einflusses nicht mehr bestehe. Das gutentwickelte politologische Interesse des Verfassers gewährleistet die angemessene Berücksichtigung auch der Rahmenbedingungen. Trachsler verfolgt in seiner Abhandlung konsequent und systematisch die Haltungen des Protagonisten in den drei Hauptbereichen der Europapolitik, der Uno-Politik und der Entwicklungspolitik, was – ganz am Rande – auch die Haltung zum einsetzenden Dekolonisationsprozess betrifft.

Im Bundesrat nahm Petitpierre bezüglich der Neutralitätsdoktrin die liberalste Haltung ein, aber schon in Kommissionssitzungen mit Parlamentariern begnügte er sich zum Beispiel 1950, bloss rhetorisch die Frage aufzuwerfen, ob die Schweiz abseits bleiben könne, wenn es um die Rettung der Zivilisation gehe, der sie doch angehöre (S. 175). Bedenkenswert sind sodann die Ausführungen zum «Neutralitäts-Chauvinismus», was ein interessanter Neologismus ist und abwertende Haltungen gegenüber Neutralitätsauffassungen anderer Staaten meint (S. 214).

Ein besonderer Kritikpunkt betraf die «zweigleisige Kommunikation»: gegen innen eher offen und nüchtern, gegen aussen in der Sache zurückhaltend, aber die Sonderfallideologie bekräftigend. Trachsler dazu: Petitpierres Auftritte in der Öffentlichkeit seien «von einer gewissen Skepsis gegenüber dem aussenpolitischen Urteilsvermögen der breiten Bevölkerung» bestimmt gewesen (S. 53). Dies habe kurzfristig Vorteile in Form von Handlungsspielräumen gebracht, sich langfristig aber als «Bumerang» erwiesen, weil damit die Gelegenheit zu einer Relativierung der selbstbezogenen Mentalität verpasst wurde (S. 90, 352).

Als Quellen dienten dieser Studie neben Petitpierres zeitgenössischen Äusserungen (internen Schreiben, die in den Diplomatischen Dokumenten der Schweiz publiziert und/oder in der DoDis-Datenbank greifbar sind, und Stellungnahmen im Parlament wie auch öffentliche Vorträge) sowie die nach Petitpierres Rücktritt entstandenen Fragmente mit Rechtfertigungscharakter. Es gehörte zur Ambivalenz des Biographierten, dass er sich auch diesbezüglich um Zurückhaltung bemühte, aber die Geschichtsschreibung doch mit steuernden Impulsen versah



und insbesondere das Deutungsfeld nicht einfach einem seiner stärksten Gegenspieler, dem Tagebuch schreibenden Bundesrat Markus Feldmann, überliess. Dies obwohl er gegenüber der Geschichtsschreibung gewisse Vorbehalte hegte und selbstverständlich seine eigene Wahrnehmung für zutreffender hielt: «L'image que donne l'histoire des événements n'est pas toujours conforme à ce qui s'est réellement passé.» (S. 346). Unter Petitpierres gedruckten Schriften (S. 439) müsste auch die unter dem Herausgeber L.-R. Roulet aufgeführte Schrift von 1980 (S. 450) genannt werden, sind doch darin ein grosser Teil der «pages de mémoire» (immerhin 275 Seiten) veröffentlicht.

Der biographische Zugang ist bestrebt, die Haltungen des Biographierten zu verstehen und bis zu einem gewissen Grad auch zu rechtfertigen. Trachsler nimmt aber zu seiner Hauptperson eine bemerkenswert kritische Haltung ein und kommt zu erfrischenden Urteilen. So weist der Autor schonungslos darauf hin, dass es in der Ära Petitpierre zu einer drastischen Kompetenzverschiebung zugunsten des Volkswirtschaftsdepartements und auf Kosten des Departements für auswärtige Beziehungen – und damit auch zum Nachteil der politischen Positionierung der Schweiz in Europa – gekommen ist und Petitpierre es wirklich versäumt hat, sich dagegen zu wehren (S. 226, 240, 322). «Europapolitik ohne Aussenminister» überschreibt der Verfasser treffend das die späten 1950er Jahre betreffende Kapitel und zitiert ausführlich ein Protestschreiben Petitpierres von 1958 – das dieser bezeichnenderweise aber nie abschickte (S. 257). Schwer verständlich, dass Petitpierre mit dem Bericht einer Arbeitsgruppe, die ihm den Rücken stärkte, 1959 nicht in den Bundesrat ging. Jene Gruppe hatte sogar Vor- und Nachteile eines EWG-Beitritts zu prüfen und kam zum Ergebnis, dass die Zugehörigkeit zu einem supranationalen Organ «an sich» nicht unannehmbar sei (S. 308).

Die Wiederherstellung der Beziehung zur Sowjetunion 1946 war gewiss ein Erfolg, vielleicht sogar eine «Meisterprüfung» des frischgebackenen Aussenministers, sie wird – nicht wirklich einleuchtend – als «gelungener Coup» bezeichnet (S. 67) und entsprach dem Bestreben nach Universalität, einem in der Analyse ansonsten wenig angesprochenen Prinzip, das ebenfalls zu den Maximen der Petitpierre'schen Aussenpolitik gehörte. Erwartungsgemäss spielt die Neutralitätsmaxime in der Formulierung der schweizerischen Aussenpolitik jener Jahre eine wichtige Rolle. Überraschend ist aber, wie gross vor allem bei Petitpierre 1948 die Bereitschaft war, die Neutralität zugunsten einer solidarischen Kooperation mit dem Westen aufzugeben (S. 121ff). Das Wort «Solidarität», das eigentlich eine unterstützende Haltung meint, bedeutete hier vor allem ein Dabeisein-Wollen. Wie begrenzt auch bei Petitpierre die Solidaritätsmaxime war, zeigt die eindrückliche Feststellung, mit der im Januar 1953 ein Fernbleiben vom europäischen Vergemeinschaftungsprojekt begründet wird: «Nous devons avouer que nous sommes égoïstes et expliquer que nous avons le droit de l'être.» (S. 223)

Trachsler zeigt mit der nötigen Deutlichkeit, wie sehr der schweizerische Aussenminister von der abweichenden Mehrheitsmeinung der Kollegialregierung abhängig war. Was er nicht zeigt und unter dem biographischen Aspekt von Interesse gewesen wäre, ob Petitpierre so in die anderen Departemente hineinregierte, wie deren Chefs es umgekehrt bei seinem Departement taten. Möglicherweise gab es diese Reziprozität aus zwei Gründen nicht: einmal weil die Aussenpolitik mehr als andere Politikbereiche ein alle interessierendes Querschnittsthema war (was man aber insbesondere von den Finanzen jedoch ebenfalls sagen kann); und zum



anderen, weil sich Petitpierre möglicherweise auf sein Feld beschränkte und damit auf die auswertende Nutzung seiner Zustimmungsmacht in anderen Bereichen verzichtete.

Es ist gewiss nur eine Nebensache, wirft aber doch ein interessantes Licht auf die Einkommen der (schweizerischen) Wirtschaftselite: Die sicher nicht geringe Entlohnung eines Bundesrats war offenbar nur so hoch angesetzt, dass ein Petitpierre mit der Übernahme des Mandats «materielle Nachteile» in Kauf nahm (S. 42). Während seiner Amtszeit erhielt er attraktive Angebote, unter anderem von Nestlé und Crédit Suisse; nach seinem Ausscheiden aus der Regierung wurde er sogleich Nestlé-Verwaltungsratspräsident und kam auch ins Aufsichtsgremium von SwissRe. Selbstverständlich war der *elder statesman* aber auch in politischen Belangen weiter gefragt, zum Beispiel als Vermittler im Jurakonflikt (S. 345).

Georg Kreis, Basel

Pierre-Yves Donzé: **History of the Swiss Watch Industry. From Jacques David to Nicolas Hayek.** Bern, Peter Lang, 2011. 161 Seiten, Abbildungen.

Sowohl in ökonomischer Hinsicht als auch mit Blick auf die Imagepflege ist die Uhrenindustrie einer der wichtigsten Wirtschaftszweige der Schweiz. Deshalb ist es bemerkenswert, dass ihre jüngere Geschichte schwer zugänglich und relativ unbekannt ist. Der Zugang zur Geschichte der Schweizer Uhrenindustrie im 19. und 20. Jahrhundert führt über einen unübersichtlichen Flickenteppich von Monographien, die sich meist auf bestimmte Firmen, Unternehmer oder, seltener, auf eine Region konzentrieren sowie über halb- bis unwissenschaftliche Repräsentationsschriften aus dem Firmenumfeld. Eine vertiefte Gesamtdarstellung mit Übersichtscharakter fehlte bislang. Der Anspruch des hier besprochenen Werkes<sup>6</sup> ist, diese historiographische Lücke zu schliessen.

Aus einer vorwiegend wirtschafts- und strukturgeschichtlichen Perspektive stellt Pierre-Yves Donzé die Leitfrage, wie es der Schweizer Uhrenindustrie trotz schwieriger Umstände und harter ausländischer Konkurrenz und Globalisierungsdruck gelungen sei, seit dem 19. Jahrhundert ihre vorherrschende Stellung in der Weltwirtschaft zu behaupten. Schwerpunkte des Buches sind die «spezifische Struktur» (*particular structure*, S. 2) des Uhrensektors, die kommerzielle Entwicklung des Aussenhandels und die Organisation der Industrie im Zusammenspiel von Interessengruppen und Behörden. Diese Aspekte werden mit einer Vielzahl von Tabellen, Statistiken, unternehmensgeschichtlichen Fallbeispielen sowie Exkursen über die Industrien anderer Länder illustriert. Zwar verspricht der Autor auch eine sozialgeschichtliche Herangehensweise (S. 2). Jedoch werden z. B. die soziale Frage oder die menschlichen Kosten der Strukturwandlungsprozesse für die Arbeiterschaft nur ganz am Rande abgehandelt.

Als kompaktes Überblickswerk, das die in den letzten Jahren entstandenen monographischen Studien synthetisiert und die Entwicklungen in einen weiteren zeitlichen Kontext stellt, liegt hier zweifellos eine unverzichtbare Referenz für den Zugang zur neueren Geschichte der Uhrenindustrie vor. Der Rahmen von

6 Es handelt sich hierbei um die Übersetzung des zwei Jahre zuvor erschienenen französischen Originals mit nur geringfügigen inhaltlichen Änderungen Pierre-Yves Donzé, *Histoire de l'industrie horlogère suisse. De Jacques David à Nicolas Hayek (1850–2000)*, Neuchâtel 2009. Wegen der streckenweise etwas hölzernen Übersetzung ist die Lektüre des Originals zu empfehlen.



rund 160 Seiten erscheint allerdings erstaunlich knapp bemessen, um den diversen Veränderungen der «spezifischen Struktur» im Untersuchungszeitraum und dem heterogenen Charakter der Branche Rechnung tragen zu können.

Donzé gliedert den Untersuchungszeitraum in vier Perioden. 1800–1870 ist die Zeit der *Etablissage*: eine Art arbeitsteiliges Netzwerk von kleinen Produktionseinheiten, von Donzé charakterisiert als eine Art von Heimarbeit und Handwerk geprägtes Verlagssystem.<sup>7</sup> 1870–1918 wird dieses in einem «langsamen, aber unumkehrbaren Trend» (S. 27) von der *industriellen Produktion* abgelöst. In der Periode 1920–1960 bildet die Branche ein *Kartell* und ist durch das sogenannte *Uhrenstatut* gesetzlich reguliert. 1960–2010 steht unter dem Zeichen der *Liberalisierung und Globalisierung*, wobei die Uhrenindustrie zunächst in eine tiefe Krise schlittert, aus der sie sich nur durch Konzentration zu Firmengruppen, massive Rationalisierung und Neuausrichtung des Marketings befreien kann.

Während der reiche Fundus an Fallgeschichten und Zahlenmaterial, der die deskriptive Erzählung begleitet, durchs Band beeindruckt, ist für die analytische Ebene ein Qualitätsunterschied zwischen den ersten beiden Perioden einerseits und den zweiten andererseits festzustellen. Eine Erklärung für diesen Umstand ist, dass der Versuch, gemeinsame Nenner für eine kompakte makroökonomische Erzählung zu finden, mindestens bis zur Bildung des Uhrenkartells in der Überforderung münden muss. Die Branche ist bis dahin so heterogen – diverse Produktionsmodelle und Unternehmensformen, professionelle und lokale Diversifikation – dass nicht von der Schweizer Uhrenindustrie als solche die Rede sein kann. Zwar bemüht sich der Autor, diese Komplexität mit teils etwas ausschweifenden Fallgeschichten und der Ausweitung des Kontextes – Uhrmacherschulen, Finanzierungsmodelle, Werkzeugmaschinenindustrie usw. – abzudecken. Dennoch folgt er in der allgemeinen Analyse der klassischen Erzählung einer evolutiven Ablösung der *Etablissage* durch die «moderne» Fabrik (z. B. S. 27), ausgelöst unter dem Eindruck der grossen Depression (1873–1896) und der Konkurrenz industrialisierter US-Grossbetriebe. Dabei versäumt er, den Befund neuerer Studien, dass diese Linearität als Konstruktion einer normativen Fortschrittsperspektive zu relativieren sei, zu reflektieren.<sup>8</sup> Er unterschlägt damit sowohl wesentlich frühere Industrialisierungsschritte verschiedener Betriebe und Branchenzweige als auch die Kontinuität von Strukturmerkmalen der *Etablissage* bis weit ins 20. Jahrhundert indem sich die Branche zu einem Industriedistrikt konstituiert – notabene eine von Donzé als Erfolgsfaktor beschriebene Organisationsform.

Die Analyse der Entwicklung im 20. Jahrhundert. überzeugt hingegen weitestgehend. So zeigt Donzé etwa, dass die oft als Auslöser der Uhrenkrise der 1970er und 80er genannte Quarztechnologie lediglich ein Verstärker struktureller Probleme war: die durch Kartell und staatliche Intervention verzögerte industrielle Konzentration in einem Marktumfeld, in dem es zunehmend nicht mehr primär darauf ankam, die Uhr produzieren, sondern sie verkaufen zu können. Die

7 Diese Interpretation wird mittlerweile kritisiert, cf. Philippe Blanchard, *L'établissage: étude historique d'un système de production horloger en Suisse (1750–1950)*, Chézart-Saint-Martin 2011.

8 cf. ebd.; Remo Grolimund, «Im Spiegel von Philadelphia. Die Weltausstellung von 1876 und die 'Amerikanisierung' der Schweizer Uhrenindustrie», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 62 (1), 2012, S.49–69.



Schweizer Uhrenindustrie war zu fragmentiert, um gegenüber japanischer oder amerikanischen Grossunternehmen, die konsequent auf Massenproduktion und strategisches Marketing setzten, konkurrenzfähig auftreten zu können.

*Remo Grolimund, Zürich*

Mustafa Ideli, Virginia Suter Reich, Hans-Lukas Kieser (Hg.): **Neue Menschenlandschaften. Migration Türkei–Schweiz 1961–2011**. Zürich, Chronos, 2011 (Schriftenreihe der Stiftung Forschungsstelle Schweiz-Türkei, Bd. 3). 404 Seiten, Abbildungen.

Dieser Sammelband versteht sich als erste umfassende historische Publikation zur Einwanderungs- und Integrationsgeschichte der Menschen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – zunächst vor allem als Arbeitsmigranten und seit den 1980er Jahren als politische, insbesondere kurdische Flüchtlinge – aus der Türkei in die Schweiz einwanderten. Ein wichtiger Ausgangspunkt des Bandes besteht darin, dass die gegenwärtig circa 120 000 Migranten und Migrantinnen türkischer Herkunft «deutlichere Akzente als zahlenmässig grössere Einwanderungen aus Nachbarländern und dem romanischen Mittelmeerraum» gesetzt haben (*Kieser*, S. 7). Dass die Migration aus der Türkei tatsächlich qualitativ beachtenswerte Merkmale aufweist, belegen zahlreiche Aufsätze des Buches, die zu drei wesentlichen Erkenntnissen führen.

Erstens bekamen türkische Staatsangehörige eine Sonderstellung innerhalb migrationspolitischer Diskurse und Praktiken der Eidgenossenschaft, wobei ihre Andersbehandlung im Unterschied etwa zu jener der Italiener bis in die Gegenwart angehalten hat (*Tezgören*). Sowohl im Kontext der Arbeitszuwanderung als auch in dem der Flüchtlingsmigration entwickelten die Schweizer Behörden Semantiken, die die Fremdheit bzw. Bedrohlichkeit türkischer Migranten unter Rückgriff auf kulturalistische Deutungsmuster fortlaufend untermauerten. Zweitens reproduzierten sich im Rahmen der Einwanderung in die Schweiz die brennenden ethno-politischen Konflikte, die den Staat Türkei seit seiner Gründung prägen (*Reich, Zehrê, Hürlimann/Aratnam*). Das Spannungsverhältnis zwischen den Vertretern türkisch-nationaler Perspektiven und den Angehörigen von Minderheiten wie den Aleviten, den Kurden und den Assyriern führte auch in der Fremde zur Politisierung ethnischer Zugehörigkeit und prägte erheblich die Erfahrungen der Einwanderer. Drittens wurden Migranten und Migrantinnen türkischer Herkunft zur Projektionsfläche für jene xenophoben Diskurse, die seit den 1990er Jahren und vor allem nach den Anschlägen des 11. September 2001 in den Muslimen eine Hauptgefahr für die Schweizer Gesellschaft ausmachen (*De Simone, Wäckerlig, Kaya*). Die Politisierung religiöser Zugehörigkeit stellt für die Einwanderer muslimischen Glaubens eine Herausforderung dar; dabei lassen sich ihre Reaktionen auf die Ausgrenzungsdynamiken der Mehrheitsgesellschaft nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, sondern widerspiegeln die politische und ethnische Vielfalt des Herkunftskontexts.

Diese wissenschaftlich relevanten Resultate kommen leider nicht völlig zur Geltung, da sich der Aufbau und die formal-inhaltliche Gestaltung des Bandes durch Schwächen auszeichnen. Im ersten Teil zur «Geschichte der Einwanderung» weist beispielsweise die Analyse der Schweizer Migrationspolitik gegenüber türkischen Staatsangehörigen erhebliche Redundanzen auf. Unzureichend differenziert sind zudem der zweite, dritte und vierte Teil, die Überschriften «Minderheiten als Migranten, Migranten als Minderheiten», «Partizipation und Konflikte» und



«Selbstorganisation und Partizipation» tragen. Es werden in erster Linie drei Themenbereiche – die Konflikte zwischen ethnischen Gruppierungen aus der Türkei, die aus der Zugehörigkeit zum Islam resultierenden Spannungen zwischen Einwanderern und Mehrheitsgesellschaft sowie die Integrationssituation der Migranten und Migrantinnen – analysiert, ohne jedoch diese einzelnen Aspekte dem einen oder anderen Abschnitt eindeutig zuzuordnen. Der fünfte und letzte Teil «Migrationslandschaft Schweiz und Europa» hat hingegen eine klare Funktion, da der Schweizer Fall aus europäisch vergleichender Perspektive betrachtet wird.

Gelegentlich sind im Buch auch methodologische Unzulänglichkeiten erkennbar, die etwa Unklarheiten bei der Repräsentativität von empirischen Umfragen zur Integration der Einwanderer (*Ideli a, b, c*) und das Auftreten normativer Akzente in der Einleitung zum Band (*Kieser*) – z. B. die Betrachtung der türkischen Migration als «Erfolgsgeschichte» – betreffen. Die starke Identifikation mit der zu untersuchenden ethnischen Zielgruppe der Assyrier (*Jacob*) sowie der Rückgriff auf spekulative Annahmen bezüglich der politischen Orientierung der Migranten (*Strjbis*) sind ebenfalls als problematisch zu werten.

Über die genannten Mängel hinaus resultieren aus der Gesamtanlage des Bandes theoretische Deutungsengpässe, die sich auf zwei Ebenen feststellen lassen. Zum einen suggeriert die Fokussierung auf die grossen ethnischen bzw. ethnisch-religiösen Gruppierungen, dass sich die Lebenswelten der Migranten und Migrantinnen aus der Türkei vor allem an diesen Zugehörigkeiten orientiere. Die fehlende Einschätzung der Reichweite der ethnisch bzw. ethnisch-religiös ausgerichteten Vereinigungen, lässt die Frage offen, inwiefern die von ihnen verkörperten Identitäten für die Mehrheit der Einwanderer tatsächlich von Bedeutung sind. Dies verstellt den Blick dafür, dass vor allem Menschen aus ländlichen Gebieten andere Formen von Ethnizität mitgebracht haben, nämlich diejenigen, die sich auf die sozialen Netzwerke aus der Herkunftsgemeinde bezogen. Das Ausmass dieser Mikroethnizität und deren Wechselbeziehung mit grösseren ethnischen Zugehörigkeiten bleiben jedoch im Buch völlig unberücksichtigt. Zum anderen kennzeichnet ein ähnliches, aber quasi umgekehrtes Problem die verhältnismässig wenigen Beiträge, die nicht migrations- oder ethno-politischen Konflikte angehen, sondern die Integrationssituation der Migranten und Migrantinnen untersuchen (*Ideli a/b/c, Bolzman/Gomensoro* sowie in Bezug auf Deutschland *Haug*). Trotz einer partiellen Binnendifferenzierung fokussiert hier die Analyse im Allgemeinen auf die Menschen mit «türkischem Migrationshintergrund», deren soziales Verhalten aufgrund statistischer Daten es zu untersuchen gilt. Mit Blick auf die extreme Fragmentierung in unterschiedlichen Milieus und ethnischen Gruppierungen, die der Band sehr deutlich benennt, stellt sich jedoch die Frage, inwiefern es überhaupt sinnvoll ist, eine «türkische Migrationsgemeinde» als einheitliche soziale Gruppe zu erforschen.

Das Werk ist ein nützliches Instrument, um das Zusammenwirken von nationalen, ethnischen und religiösen Zuschreibungen bzw. Zugehörigkeiten in der Schweizer Migrationsgeschichte nachzuvollziehen, denn diese unterschiedlichen Aspekte treten bei Einwanderern aus der Türkei in besonderem Mass auf und führen zu polarisierten Konflikten sowohl innerhalb dieser Gruppe als auch im Verhältnis zwischen Migrationsbevölkerung und Mehrheitsgesellschaft. In dieser Hinsicht hätte das Buch möglicherweise von einer bewussten Beschränkung auf migrations- und ethno-politische Konstellationen, über die der Leser dank der teil-



weise sehr guten Beiträge informative und theoretische relevante Einblicke erhält, profitiert. Als allgemeine Darstellung über die Einwanderung aus der Türkei in die Schweiz weist der Sammelband hingegen Defizite auf.

*Roberto Sala, Basel*

Patrick Kupper: **Wildnis schaffen. Eine transnationale Geschichte des Schweizerischen Nationalparks.** Bern, Haupt Verlag, 2012. 371 Seiten, zahlr. Abbildungen (Nationalpark-Forschung in der Schweiz, Bd. 97).

In der Umweltgeschichte nimmt die Diskussion, was unter dem Begriff «Natur» subsumiert wird, eine prominente Rolle ein, zumal erkannt wurde, dass es sich beim Natur- bzw. Wildnisbegriff um ein sozial determiniertes Konstrukt handelt, das entsprechend auch instrumentalisiert werden kann. Somit stellt sich auch beim Thema Naturschutz die Frage, welche «Natur» denn überhaupt bewahrt werden soll und wie dies zu geschehen habe.

Der Zürcher Umwelthistoriker Patrick Kupper gliedert seine Geschichte des Schweizerischen Nationalparks in folgende sechs Grosskapitel: Globale Parks, Nationale Naturen, Lokale Landschaften, Totaler Schutz, Ökologisches Laborfeld und Grenzen der Wildnis. Das zentrale Anliegen des reich bebilderten Buches ist es, «jene historischen Prozesse zu rekonstruieren, in denen der Schweizerische Nationalpark zu einem Ort alpiner Wildnis gemacht wurde, und die Konsequenzen zu beleuchten, die sich daraus ergaben» (S. 16).

Theoretisch-methodisch orientiert sich Kupper sinnvollerweise an der nordamerikanischen Wildnis-Debatte (Nash/Cronon) und zieht ergänzend die Konzepte von der «Heterotopie» (Foucault) und «Environmentality» (Agrawal) bei. Anstelle einer ausführlichen methodischen Abhandlung in der Einleitung nimmt der Autor immer wieder konkret auf die theoretischen Konzepte Bezug und bindet sie so pragmatisch und lesefreundlich an die eigentliche Quellenstudie.

Ausgehend vom «Yellowstone-Mythos» (S. 28) ordnet Kupper die Entstehung des Schweizerischen Nationalparks den Bestrebungen der damals jungen, westlichen Nationalstaaten zu, zumindest einen Teil der durch Modernisierung und Urbanisierung zurückgedrängten Natur zu bewahren, und grenzt die helvetische Variante zugleich vom nordamerikanischen Vorgänger ab: Anders als bei Yellowstone wurden im Kanton Graubünden nicht spektakuläre Landschaften als nationale Symbole sowie Erholungs- und Rückzugsraum für eine vornehmlich urbane Bevölkerung reserviert. Vielmehr sollte ein möglichst grossflächiges, vielseitiges Gebiet vom Menschen abgeschottet und zu Forschungszwecken geschützt werden, damit sich mit der Zeit eine «helvetische Urnatur» zurückbilden könne (S. 65). Ästhetische Kriterien oder ein erwünschtes Besucheraufkommen spielten bei der Auswahl keine Rolle. Konträr zum amerikanischen Erholungs- und Öffentlichkeitsprinzip war der Schweizerische Nationalpark von seiner Gründung an auf «totalen Schutz» und als Experimentierfeld für die Wissenschaft ausgerichtet. Kupper greift die Herausforderungen, Widersprüche und Illusionen, aber auch Chancen und Kontinuitäten, die diese Ausrichtung mit sich brachten, anschaulich auf: Wie verträgt sich das Aussetzen von Steinwild mit dem Nicht-einmischungsprinzip? Und was ist zu tun, wenn dieses Steinwild nur dann in den Parkgrenzen bleibt, wenn ihm Salzlecksteine zur Verfügung gestellt werden? Ein Schritt, der nicht nur einen aktiven Eingriff darstellt, sondern darüber hinaus aus dem Jagdwesen entlehnt ist? Dass das Konzept des «Totalschutzes» an seine



Grenzen stiess, zeigt sich im Verlauf der Nationalparkgeschichte an Themen wie Waldbrände, Raubtiere oder Tierseuchen. Der Gründungsgedanke, der auf Stabilität und Kontinuität aufbaute, prallte auf die Realität(en) einer sich besonders seit der Nachkriegszeit rasant und dynamisch entwickelnden Gesellschaft und einem ebenso schnell wachsenden Besucher- und Verkehrsaufkommen. Das Naturbild dieser Gesellschaft – und damit auch die Vorstellung von Wildnis – verändert(e) sich laufend und stand im Widerspruch zu dem angestrebten «Urzustand der Natur», den sich die Gründungsväter im beginnenden 20. Jahrhundert als statisch vorgestellt hatten. Dominierten vor den Weltkriegen hauptsächlich die Suche nach einem geeigneten Territorium und einer breiten politischen und finanziellen Unterstützung die Parkgeschichte, war die Nachkriegszeit von dynamischen gesellschaftlichen Veränderungen geprägt, die vor allem das Konzept des Totalschutzes ins Wanken geraten liessen: Grosse Herausforderungen stellten die Nachfrage nach Wasserkraft und das massiv erhöhte Verkehrsaufkommen dar. Ferner zeigte sich am Beispiel der zu schnell wachsenden Hirschpopulation, dass die «unberührte» Natur nicht wie erhofft automatisch zu einem harmonischen Gleichgewicht findet. Vielmehr führten die bald hundert Jahre Nationalparkgeschichte vor Augen, dass der Mensch Teil der Natur ist und sein Nicht-Eingreifen daher nichts Natürliches, sondern vielmehr etwas Künstliches darstellt. So argumentiert Kupper in einer Linie mit Latour, Nash und Cronon, wenn er den Wunsch nach «unberührter Natur» an die Entwicklung der Moderne koppelt: «Drei moderne Denkfiguren wurden als für die Genese der Nationalparkidee wesentlich erkannt: Erstens die Dualität (die Einteilung in duale Kategorien), zweitens die Globalität (die Erfassung der Welt als Einheit) und drittens die Evolution (die Anordnung des Weltgeschehens auf einem zeitlich gerichteten Entwicklungsstand)» (S. 290). Ein Schutzgebiet, das aus seinem Umland herausgeschnitten und fortan von menschlichen Einflüssen frei bleiben soll, basiert auf einer doppelten Illusion: räumlich durch seine künstlich gezogenen Grenzen und zeitlich durch die Langzeitperspektive der Wissenschaft, die im Gegensatz zum kürzeren Zeithorizont der ansässigen Bevölkerung und der Politik steht. So wurde die Rolle der lokalen Beteiligung und regionalen Akzeptanz in der Nachkriegszeit entsprechend wichtiger. War der Nationalpark einst aus seiner Umgebung «herausgekauft» worden (S. S. 133) und wurde zum «Fremdkörper» (ebd.) für die lokale Bevölkerung, musste er in der Folge gesellschaftlich und politisch wieder in diese integriert werden, um auf Dauer akzeptiert und mitgetragen zu werden.

So sei das Forschungsexperiment gescheitert – obwohl der Schweizerische Nationalpark von Beginn an besonders in wissenschaftlicher Hinsicht internationales Ansehen gewonnen hatte – und die Trennung von Mensch und Natur habe sich als Illusion herausgestellt, bilanziert Kupper (S. 295). Dennoch zeichnete sich der Schweizerische Nationalpark historisch durch eine hohe Kontinuität und zahlreiche Eigenheiten aus, die seine Geschichte nicht nur spannend, sondern auch lehrreich machen.

Pünktlich zum 100-jährigen Parkjubiläum im Jahr 2014 schliesst Kupper mit der ersten umfassenden Geschichte des Schweizerischen Nationalparks eine offensichtliche Lücke. Doch «Wildnis schaffen» vermag mehr als das: Vorbildlich gelingt der Spagat zwischen einer wissenschaftlich sorgfältig gearbeiteten, stringenten Studie und einer kurzweiligen, ansprechend bebilderten und klar strukturierten Lektüre. Kupper hat eine Nationalparkgeschichte geschrieben, die nicht



nur weit über die eigene Disziplin hinaus Gefallen finden, sondern auch ausserhalb der Wissenschaft eine breite Leserschaft ansprechen wird.

*Alexandra Vlachos, Bern*

Thomas Lau: **Kleine Geschichte Zürichs**. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 2012. 197 Seiten.

Der Verlag Friedrich Pustet produziert eine Reihe «Kleine Stadtgeschichten», in der vor allem deutsche, aber auch einzelne österreichische Städte – und mit Zürich nun auch eine schweizerische Stadt – porträtiert sind. Der Deutsche Thomas Lau, der in Freiburg in Breisgau studierte, nun aber an der Universität Fribourg im Uechtland tätig ist, hat sich der Stadtgeschichte Zürichs angenommen und ein schönes und handliches Büchlein verfasst. Der korrekte und unaufgeregte Stil kommt dabei dem Vorhaben sehr zugute.

Das Bändchen ist chronologisch gegliedert, fängt beim Lindenhof als keltisch-römischem Zentrum an und führt durch Mittelalter und Neuzeit bis in die Gegenwart. Selbstverständlich wird dabei der Zunftverfassung und der Reformation, der Bildungsstadt (mit Pestalozzi) und der Wirtschaftsmetropole besondere Aufmerksamkeit geschenkt, wobei stets die neueste Literatur Berücksichtigung findet. Eine eigentliche Gewichtung nimmt der Autor aber – wohl zu Recht – nicht vor, wenn auch dem 19. und vor allem dem 20. Jahrhundert vielleicht zu wenig Raum zugestanden wird. Beispielsweise kommt das von Gordon Craig gefasste kulturelle Zürich des 19. Jahrhunderts zu kurz – auch wenn Craigs Buchtitel sogar als Untertitel rezykliert wird. Überhaupt: kulturelle Aspekte sind eher knapp geraten, was fast gänzlich fehlt, ist die räumliche Entwicklung Zürichs zur Metropole.

Die «Kleine Geschichte Zürichs» ist ein gelungenes Werk. Es passt in die Jackentasche des (des Deutschen mächtigen) Touristen, ist aber auch für Liebhaber der Geschichte der grössten Schweizer Stadt eine gute, wissenschaftsgestützte Darstellung!

*Sebastian Brändli, Zürich*

### *Allgemeine Geschichte / Histoire générale*

Tom Scott: **The City-State in Europe, 1000–1600. Hinterland – Territory – Region**. Oxford, Oxford University Press, 2012. 382 Seiten, 10 Karten, 4 Farbtafeln.

Die Herrschaft von Städten über ein mehr oder weniger ausgedehntes Umland steht im Mittelpunkt dieser herausfordernden Studie. Der englische Historiker Tom Scott hat zahlreiche wichtige Studien zu Städten in ihrem Umfeld und regionalen Identitäten vorgelegt, insbesondere am Oberrhein. Die neue, geographisch breitangelegte, zugleich die Details des Einzelfalls breit darstellende Studie will dem kommunalen Staat einen gebührenden Platz in der vergleichenden Staatsgeschichte verschaffen.

Die Frage nach Entstehungsbedingungen und Ausprägung des «modernen Staats» in einem vergleichenden, europäischen Kontext hat sich weitgehend auf den zentralen, monarchischen Staat konzentriert. Republiken und jene kommunal geprägten Gebilde, die keine neuzeitliche Zukunft hatten (der Schwäbische Bund, die Hanse, Venedig), sind in diesen Diskurs bestenfalls als Sonderfälle ein-



geschlossen. Thomas Ertman etwa hob den Vergleich «among polities of a roughly similar kind» als Grundlage eines vielbeachteten Werks<sup>9</sup> hervor. Explizit schloss er die drei «city-republics» Venedig, Genua und Lucca oder die deutschen «city-states» aus der Betrachtung aus, ebenso wie die Eidgenossenschaft und die Niederlande, «both of which were confederal entities in which sovereignty rested with the con-stituent territories [...] rather than with the center». Die Frage, inwiefern diese «territories» Staaten sein könnten, die sich erst noch mit Venedig oder den deutschen «city-states» vergleichen liessen, oder wie sich denn italienische «city-republics» etwa von Bern oder Solothurn unterscheiden, haben keinen Platz in dieser letztlich auf Staatstheorie herauslaufenden Form des Staatsbildungsdiskurses.

Umgekehrt ist es für die historische Städteforschung zwar selbstverständlich, dass die (spätmittelalterliche) Stadt staatliche Elemente aufweist: Ausgriff auf ein Territorium, Wille und Fähigkeit, dessen Bewohner steuerlich und militärisch zu erfassen und zu verwalten, eine professionalisierte Beamtenschaft. Dies sind aber Merkmale, die dem Diskurs über den modernen (Territorial-)Staat monarchischer Prägung entnommen sind. Hier setzt Scott ein und sucht das Phänomen «city-state» ausgehend von der historischen Fallanalyse zu erfassen.

Das erste, nicht genug hoch anzurechnende Verdienst Scotts ist, mit der systematischen Aufnahme ein mehrere grosse Forschungstraditionen und Sprachen überspannendes Thema angepackt zu haben, das schon länger der grundsätzlichen Behandlung harrt: eine Analyse städtischer Herrschaft, begriffen als Staatlichkeit, die vergleichend und regional übergreifend angelegt ist und die Phänomene beschreiben, kontrastieren und so dem Vergleich zugänglich machen will.

Die Hindernisse dieses Unterfangens sind allerdings nicht zu unterschätzen. Scott nennt sie gleich zu Beginn: Erstens ist die Geschichte der mittelalterlichen Stadt dominiert von regional- und lokalhistorischen Ansätzen. Zweitens stehen Forschungen zu den oberitalienischen und den deutschen Städten praktisch unverbunden nebeneinander; und die wenigen vergleichenden Darstellungen, welche den Alpenkamm überspannen, geben den italienischen Städten ein überragendes Gewicht. Die Entwicklung nördlich der Alpen wird grundsätzlich als abhängig vom italienischen Fall, als spät, ungenügend, fragmentarisch betrachtet.

Die geographische (Norden-Süden) und chronologische Gliederung der Phänomene bietet sich aus pragmatischen und methodischen Gründen dennoch an. Nachdem Scott die Situation in Europa um 1000 («urban revival», «communal tradition», Schicksal der Städte am Mittelmeer, Kirchenreform) umrissen hat, ist das nächste Kapitel dem Aufstieg der Kommune im Italien des 11. und 12. Jahrhunderts gewidmet. Stossrichtung ist das Verhältnis von Kommune, Adel und Kirche in vor allem verfassungsgeschichtlichen Sinn; das Kapitel schliesst mit einer Darlegung der Labilität der Kommune. Verschiedene Handlungsstrategien der erstarkenden Städte stehen im Mittelpunkt des nächsten Kapitels. Hier nun werden die Gegner der Städte zum Thema – Kaiser und Papst sind die Kräfte, welche die Ausbildung städtischer Strategien in Italien beeinflussen; im Innern der Stadt bilden sich mit Podestat und Signoria unterschiedliche Regimentsformen heraus. Die zwei nächsten Kapitel umfassen den Kern der Darstellung.

9 Thomas Ertman, *Birth of the Leviathan. Building States and Regimes in Medieval and Early Modern Europe*, Cambridge 1997.



Die Stadtstaaten im Norden und im Süden befinden sich im Spätmittelalter «am Scheideweg». Muster bilden sich nun heraus, welche das längerfristige Überleben über das Ende des Mittelalters hinaus und die Fähigkeit zur Veränderung von innen her bestimmen.

Hier geht es nun vor allem um Territorialisierung. Scott setzt sich nicht explizit mit dem Konzept auseinander, sondern stellt auch hier Beispiel neben Beispiel, kontrastierend und vergleichend. Die städtischen Territorialstaaten im schweizerischen Raum werden prominent dargestellt; insbesondere Bern wird als paradigmatischer Fall herangezogen. Scott sucht eine Binnendifferenzierung zu erreichen, indem er von der jeweiligen Stadt ausgehende «radiale» und «axiale» Aneignung von Orten ausserhalb der städtischen Immunität gruppiert. Ein gewisses Muster bildet sich so heraus, gemäss dem Handelsstädte Punkte entlang der wichtigen Einfuhr- und Ausfuhrstrassen bilden, Städte mit gewerblichem Schwerpunkt, die auf den Import von Gütern aus dem Hinterland angewiesen sind, eher in konzentrisch um die Stadt angelegten Kreisen ihren Einfluss durch den Erwerb von festen Punkten sichern wollen.

Im Gegensatz zum Hauptharst der vergleichenden Studien zur «Stadt (oder zum Staat) des Mittelalters» geht Scott das Unterfangen induktiv an. Er stellt Fallanalyse neben Fallanalyse, vom Mittelitalien des 11. Jahrhunderts bis zu den Stadtstaaten der Eidgenossenschaft im beginnenden 16. Jahrhundert. Die Kontrastierung der Beispiele ergibt nicht etwa ein Modell, das Norden und Süden umfasst – Scott betont explizit, dass dies nicht möglich sei –, sondern mündet in die Herausarbeitung der zentralen Parameter, welche das Phänomen ausmachen, sowie in grundsätzlichen Überlegungen. Als Ausgangspunkt des Vergleichs isoliert Scott Dauer, territoriale Ausdehnung, politischen Zugriff und administrative Konsolidierung. Im Vergleich Süden und Norden weist er auf die unterschiedliche Rolle der Kirche als Ausgangspunkt weltlicher Macht hin sowie auf den Unterschied von Landbesitz und der Akquisition von Gerichtsrechten, auf die verschiedenen Möglichkeiten, mit denen das städtische Bürgerrecht auf das Umland ausgedehnt wurde (oder eben nicht), sowie auf den Bereich der gesetzgeberischen Gewalt. Im Zentrum steht aber die von vielen Beobachtungen untermauerte Forderung, «city-states» in einem regionalen Kontext zu erfassen, welcher Stadt und Umland einschliesst. Innerstädtische Wirtschaftsform und Bevölkerungsgrösse sind aufzuwiegen mit Produktionsstruktur und Steuerpotenz des Umlands, und die rechtliche Einbindung der ländlichen Bevölkerung in das städtische Bürgerrecht ist das Medium, mit dem das Verhältnis von städtischer und ländlicher Bevölkerung kontrolliert und reguliert werden kann.

Scotts Aufreihung von Fällen zeigt eindrücklich, dass jegliche Definition des «Stadtstaats» stets ein Gegenbeispiel auf den Plan ruft und dass typologischer Schematismus nicht möglich ist. Damit droht das Konzept «city-state» aber seine Prägnanz zu verlieren. So erwähnt Scott «city-states» ohne Territorium (z.B. St. Gallen) und suggeriert mit dem Ausdruck «fully-fledged city-state» (202) oder mit der Unterscheidung des «city-state» Bern vom «regional state» Bern nach 1536 eine Art Entwicklungsgeschichte. Aber wo sind die inneren Übergänge solcher Entwicklungen anzusiedeln? Andere Widersprüche im Detail mögen der verwendeten Literatur geschuldet sein: So bezeichnet Scott Genua als erfolglos (S. 96) und suggeriert damit, dass der Erfolg des Stadtstaats mit dessen Fähigkeit zum Aufbau eines Territoriums zusammenhänge – eine Funktionalität, die Scott aber in den Schlussfolgerungen grundsätzlich problematisiert.



Solche Vorbehalte zeigen allerdings, dass es sich bei Scotts Studie um ein grundlegendes – und ausgesprochen anregendes – Werk zu einem bedeutenden Problemkreis der europäischen Geschichte handelt und um einen wesentlichen Beitrag zu einer Neubewertung der Rolle der Stadt an der Ausbildung der politischen Landschaften Alteuropas. Das Diskussionsangebot sollte angenommen werden!

Regula Schmid, Freiburg i. Üe.

Roberto Zaugg: **Stranieri di antico regime – Mercanti, giudici e consoli nella Napoli del Settecento**. Rome, Viella, 2011. 334 p.

Si les Etats contemporains distinguent nettement le citoyen de l'étranger, avec les droits et les références institutionnelles qu'une telle opération de classification implique, certaines conditions d'Ancien Régime affaiblissent ces notions au profit d'une négociation autour des statuts<sup>10</sup>. L'ouvrage de Roberto Zaugg, issu d'une thèse de doctorat, propose une analyse des modalités de définition du statut des étrangers à Naples au XVIII<sup>e</sup> siècle à partir de l'espace institutionnel propre à la «litigation» marchande. Le choix du cadre temporel et spatial, tout comme l'objet d'analyse, n'a rien d'anodin. A partir de 1734 la reconquête des 'Bourbons' s'accompagne d'une réorganisation visant, entre autres, à redonner au gouvernement certaines prérogatives juridiques en matière de gestion du commerce. Alors que le territoire reste juridiquement morcelé, avec par exemple la présence de tribunaux féodaux, se superpose une redéfinition 'mercantiliste' de l'espace institutionnel mettant le statut des étrangers au cœur d'enjeux économiques et étatiques diffus. De fortes tensions juridictionnelles se propagent alors sur plusieurs niveaux de pouvoir.

A partir des notions d'extraterritorialité et de médiation interétatique, notamment diplomatique et consulaire, l'auteur nous permet d'abord d'apprécier la «différentialité» de la gestion juridique du commerce. Loin d'être uniforme, la fonction consulaire témoigne par exemple à la fois des intérêts de l'Etat représenté et de ceux des consuls qui cherchent à conserver leurs prérogatives locales. L'interprétation de l'action consulaire se complique toutefois lorsque l'on se penche sur la capacité des justiciables à faire pression sur leurs représentants: les marchands pouvaient par exemple investir la donnée consulaire et s'assurer un levier favorable lors des tractations juridiques. En jouant sur la perméabilité des statuts entre *sudditi napoletani* (nationaux) et *stranieri* (étrangers), ils pouvaient également diversifier leur intermédiation juridique en contournant le cadre diplomatique normalement dévolu. Les travaux de Roberto Zaugg restituent ainsi l'action du consul comme dépendante des contextes et des acteurs, pouvant favoriser tantôt les institutions locales où la prérogative 'extraterritoriale'. Si l'auteur démontre sur ce point la nécessité d'une analyse micro-historique permettant la reconstitution de parcours jusqu'à en extraire la personnalité socioéconomique des agents, il la place au sein des stratégies socioéconomiques qui peuvent s'avérer être transversales au-delà des aspects nationaux et confessionnels.

Roberto Zaugg souligne pourtant certaines spécificités napolitaines quant à l'intermédiation juridique: la présence de 'juges-délégués' dont le statut est hérité des constructions juridiques 'espagnoles' du XVII<sup>e</sup> siècle. Issue de processus

10 Entre autres Simona Cerutti, *Etrangers. Etude d'une condition d'incertitude dans une société d'Ancien Régime*, Montrouge, Bayard, 2012.



cumulatifs et particuliers à chaque nation, la fonction de ‘délégué’ visait à représenter les intérêts des groupes marchands étrangers par l’intermédiaire d’un magistrat exerçant au sein des plus importantes institutions juridiques. Obligatoirement napolitain et choisi par le gouvernement, le délégué était cependant rétribué par la nation qu’il représentait et les marchands ne manquaient pas de participer à sa nomination dans le but de bénéficier d’une justice favorable et rapide, au mieux de leurs intérêts. En y associant la ‘nébuleuse’ de l’action consulaire, le règlement des litiges est ainsi loin d’être exempt de pressions extérieures, qu’elles proviennent d’acteurs situés à la base ou au sommet de la structure institutionnelle.

Le fonctionnement du *Supremo Magistrato di Commercio* illustre ces processus. L’analyse de l’institution créée en 1739 représente à ce titre le cœur des travaux de Roberto Zaugg. En tant que Cour d’appel pour les litiges concernant tout le commerce du territoire, et devant symboliser l’expression d’une justice rapide à faible coût, l’institution concrétise cependant le caractère incertain des réformes initiées. L’auteur s’appuie à la fois sur divers fonds diplomatiques qu’il croise avec une source inédite, les *Processi* (procès) du tribunal. Remarquablement mis en perspective, ces documents restituent les différents cadres de négociation autour des procédures et témoignent combien les conflits juridiques représentent le moment où se définissent les modalités de l’application du droit. Il s’agit alors d’une opération de sélection et d’interprétation de plusieurs fonds juridiques susceptible d’être conditionnée par des pressions extérieures, à partir de l’équilibre fluctuant entre le jeu des acteurs institutionnels, politiques et économiques. Cette fine analyse du tribunal permet également de mieux caractériser le fait institutionnel. Roberto Zaugg démontre que les institutions économiques sont loin de s’apparenter à des règles déterminées politiquement et imposées verticalement aux agents économiques par les structures politiques. Les institutions se révèlent plutôt depuis leurs périphéries socioéconomiques, tout en prenant en compte les statuts et les règles, et notamment à partir des relations de pouvoir régissant les rapports entre chacun des acteurs. Ce cadre d’interprétation s’applique aussi aux processus de transformation institutionnelle. La réforme ‘politique’ du *Supremo Magistrato di Commercio* en 1746, ne laissant au tribunal que la juridiction d’appel concernant le commerce extérieur, l’illustre parfaitement. L’institution se modifia pour ‘survivre’ en faisant interagir l’ensemble des acteurs consubstantiels à son fonctionnement : magistrats, leviers politiques et marchands étrangers. La fonction de délégué se vida alors progressivement de sa substance, jusqu’à disparaître au cours de la seconde moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle, tandis que le tribunal devint une référence institutionnelle favorable aux marchands étrangers. On passe alors de ‘la nature des choses’ (le commerce) au statut des personnes à partir d’une concession sur l’extraterritorialité rendue possible par une compensation institutionnelle et donc l’assentiment des acteurs. Cette *personnification* du tribunal, loin d’être inamovible, fut certes redéfinie par les processus classificatoires induits par la Révolution, mais sans totalement gommer la marge d’indéfinition des ‘étrangers’.

Au total, on pourra regretter que les connexions du tribunal au-delà-du cadre institutionnel napolitain, notamment au niveau du commerce maritime et de la réciprocité juridique interétatique qu’il met en discussion, soient absentes de l’analyse. Le devenir de l’institution après la période révolutionnaire interroge également même si nous sortons ici du cadre temporel choisi par l’auteur. Toutefois, si la lecture de l’ouvrage de Roberto Zaugg soulève naturellement quelques questionnements, il s’agit là d’une curiosité scientifique découlant de travaux



conséquents et qui constituent assurément une clef de lecture essentielle de la présence étrangère et des identités du long XVIII<sup>e</sup> siècle.

*Christopher Denis-Delacour, Ensues-la-Redonne et Paris*

Lukas Clemens, Alfred Haverkamp, Romy Kunert (Hg.): **Formen der Armenfürsorge in hoch- und spätmittelalterlichen Zentren nördlich und südlich der Alpen**. Trier, Kliomedia, 2011 (Trierer Historische Forschungen, Bd. 66). 334 Seiten, Abbildungen.

Der Sammelband vereinigt die Beiträge einer gleichnamigen Tagung, die im November 2007 in Trier stattfand. Die Publikation knüpft an die Ergebnisse jüngerer Tagungen zum Armen- und Hospitalwesen an, setzt aber andere Schwerpunkte, indem nebst sozial- und rechtsgeschichtlichen stark individuelle Aspekte von Hilfeleistungen diskutiert werden. Der untersuchte Zeitraum reicht vom Hochmittelalter bis in die Frühe Neuzeit. Hervorzuheben ist der interdisziplinäre – historisch und kunsthistorisch – und geographisch – süd- und nordalpine Regionen – weit gefasste Ansatz.

Cristina Andenna untersucht Hospitäler der norditalienischen Regularkanoniker im 12. und 13. Jahrhundert. Sie kommt zum Schluss, «dass sich die Entwicklung der Armenfürsorge bei den Regularkanonikern grundsätzlich nicht von der Entstehung und Entfaltung der Fürsorgeaktivitäten anderer kirchlicher oder laikaler Institutionen unterschied» (S. 36). Im norditalienischen wie im nordalpinen Bereich sei im Übergang zum Spätmittelalter eine aktivere Teilnahme breiter sozialer Schichten an der Hospitalfürsorge zu erkennen. Diese Ansicht teilen übrigens die meisten der Autoren und Autorinnen des Sammelbandes.

Die Vielfalt der Armenfürsorge wird in den Beiträgen von Ivo Musajo Somma und Romy Kunert eindrücklich geschildert. Am Beispiel des in Piacenza gelegenen bischöflichen Spitals Santo Stefano zeigt Musajo Somma die Entwicklung im 13. Jahrhundert. Neben der Klerikergemeinschaft etablierte sich ein Zusammenschluss von «laici religiosi», die Hospitaldienste verrichteten, ohne ihr weltliches Leben aufzugeben. Gläubige Laien hingegen, die ihre weltliche Identität vollständig bewahren wollten, griffen zum Mittel der Vermächtnisse zugunsten von Fürsorgeeinrichtungen. Musajo Somma sieht darin eine Entwicklung in der Auffassung von Armut und Caritas hin zu immer direkteren Formen der Fürsorge durch Laien (S. 49). Romy Kunert behandelt in ihrem Beitrag die private Armenfürsorge vom ausgehenden 13. bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Genua. Die bislang unbekannten Dokumente zeigen, dass auch unkonventionelle Wege der Hilfe eingeschlagen wurden. Die Vergabe der Almosen bzw. die Auswahl der Empfänger geschah keineswegs willkürlich. Vermögende stärkten bzw. vergrößerten dadurch ihre Klientel.

Ulrike Ritzerfeld behandelt das Thema aus kunstgeschichtlicher Perspektive, indem sie das Bildprogramm der Misericordia in Bergamo im gesellschaftlichen und politischen Wandel des Spätmittelalters untersucht. Sie bemängelt zu Recht, Bildprogramme mildtätiger Bruderschaften würden gerne als visuellen Beleg für eine reale Wohltätigkeitspraxis angesehen. Oft bleibe aber eine Hinterfragung des Realitätsgehalts von Bildern aus. In einem gewissen Sinne dienten die Bilder der Propaganda. Bruderschaften dienten sie dem Bedürfnis nach Ansehen und Legitimierung ihrer Tätigkeit.

Dass in verschiedenen Beiträgen unter starker Berücksichtigung der Quellenkritik das private Engagement thematisiert wird, macht den Band besonders



lesenswert. Unter dem Titel «Barmherzige Werke, kaufmännisches Kalkül und freiwillige Armut. Bildprogramme in Prato zwischen 1345 und 1415» untersucht Philine Helas die Armen- und Krankenfürsorge. Unter anderem wird auch der berühmte Kaufmann Francesco Datini behandelt. Als Quellen dienen der Autorin nicht Schriften, sondern Bilder. Zur Rettung seines Seelenheils hatte Datini eine Stiftung für Arme eingerichtet. Am Gebäude wurde ein Bilderzyklus angebracht, der – ähnlich einer Heiligenvita – das Leben des Prateser Bürgers und seine wohltätigen Werke zeigt. Die Autorin liefert eine überzeugende Erklärung für den Zusammenhang des Bildprogramms: Die prominente Darstellung dieser überragenden Kaufmannspersönlichkeit sei vor dem Hintergrund der florentinischen Herrschaft über Prato zu sehen: «Die kleine Kommune musste mit überragenden Figuren aufwarten, um sich gegen das übermächtige Florenz eine eigene städtische Identität zu schaffen» (S. 161).

In seinem geographisch weit abgesteckten Beitrag von Assisi über Rom nach Strassburg setzt sich Thomas Frank kritisch mit dem Bruderschaftsbegriff auseinander. Mit seinen Beispielen zeigt er, dass die Beziehungen zwischen spätmittelalterlichen Bruderschaften und Hospitälern komplexer waren, als es in der Historiographie gebräuchliche Begriffe wie Gründung, Trägerschaft oder Verwaltung zum Ausdruck bringen. Das Tätigkeitsspektrum der Bruderschaften reichte von externen Hilfsdiensten im Hospital bis zur unumschränkten Macht über eine Institution, von der Hospitalbetreuung als einer von vielen Aufgaben bis zur funktionalen Verknüpfung von Bruderschaft und Spital.

Benjamin Laquas Beitrag zu den Heiliggeist-Spitälern im bruderschaftlichen und kommunalen Kontext des hohen Mittelalters konzentriert sich auf den Nordwesten des Reichs. Auf Seite 187 findet sich eine Karte der Heiliggeist-Spitäler bis ca. 1300. Auch wenn sie kaum den abschliessenden Stand darstellt – entsprechende Forschungen zu Kleinstädten fehlen noch weitgehend –, ist daraus ersichtlich, dass in kaum einer mittleren und grösseren Stadt ein Heiliggeist-Spital fehlte. Auffallend ist eine Konzentration im Bodenseegebiet; ob dies die realen Verhältnisse oder den regional guten Forschungsstand wiedergibt, muss offenbleiben. Sein thematisch breiter Forschungsansatz führt den Autor zu Recht zum Schluss, in Übereinstimmung mit der neueren Hospitalforschung in den Spitälern multifunktionale Institutionen zu sehen. Nicht nur Untersuchungen zu deutschen, sondern auch zu Schweizer – im Gegensatz zu vielen Kollegen und Kolleginnen wirft Laqua einen Blick in die Schweizer Forschung – und Österreicher Spitälern zeigen das Ineinandergreifen sozioökonomischer, politischer und religiöser Einflussfaktoren im Umfeld von Hospitälern und deren Gemeinschaften (S. 210).

Monika Escher-Apsner widmet ihren Beitrag der weiblichen Fürsorge und Seelsorge im Kontext nordalpiner und spätmittelalterlicher Städte. Die Einbindung von Frauen in die Armen- und Krankenpflege war vielfältig und angesichts des Bevölkerungswachstums im Übergang vom Hoch- zum Spätmittelalter notwendig. In den Zentren habe die reale Armut spätestens seit dem 13. Jahrhundert eine Herausforderung dargestellt, für die die bisherigen Formen der Fürsorge unzureichend gewesen seien. Die Autorin kommt zum Schluss, dass die Möglichkeiten weiblicher Beteiligung an der Armenfürsorge vielfältig und gleichzeitig räumlich höchst uneinheitlich waren.

Sebastian Zwies macht eine Tiefenbohrung, indem er die Reichsstadt Esslingen untersucht. Zwies richtet ein besonderes Augenmerk auf die Almosen einzelner Personen oder von Familien in der Frühen Neuzeit. Besonders interessant sind



seine Ausführungen zu einer Art von Inszenierung von Hilfe. Die Almosengeber wählten oft sakrale Orte wie Kirchen und Kapellen oder auch Hospitäler und öffentliche Plätze, an denen sie ihre Almosenausgaben vollzogen. Dies diente der sozialen Reputation und der religiösen Heilsgewissheit. Mit dieser privat organisierten Fürsorge wurden inmitten des öffentlichen Raumes konkurrierende private Nebenöffentlichkeiten geschaffen.

Sven Rabelers Beitrag befasst sich mit den Lübecker «Tollkisten» im späten Mittelalter. Auch wenn der Umgang mit psychisch Kranken in der Vormoderne nicht in sonderlich gutem Ruf stehe, hätten insbesondere jüngere Forschungen gezeigt, dass Mittelalter und Frühe Neuzeit keineswegs allein Vernachlässigung und Grausamkeit kannten (S. 280). Rabeler fragt aus dem Blickwinkel der städtischen Ordnung und Armenfürsorge nach Konzepten für den Umgang mit «Unsinnigen». Aus Testamenten von Bürgern ist zu ersehen, dass die Versorgung der Insassen in Tollkisten zunehmend als karitative Aufgabe verstanden wurde.

Der Konfessionalisierung der Armenfürsorge widmet sich Sebastian Schmidt. Er fragt nach einem Wandel der Armenfürsorge in den geistlichen Kurstaaten, und in diesem Zusammenhang vergleicht er katholische und protestantische Zugänge zur Armenfürsorge.

Besonders lesenswert macht den Band, dass die Vielfalt der Formen der Armenfürsorge aufgezeigt wird. Die starke Berücksichtigung des privaten karitativen Engagements erschliesst sowohl in Bezug auf bislang zu wenig berücksichtigte Quellen als auch methodisch Neuland.

*Stefan Sonderegger, Zürich*

**Jon Mathieu: Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit.** Basel, Schwabe, 2011 (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte WSU 3). 242 Seiten.

Bisweilen gibt es Bücher, die lassen sich nur mit Mühe angemessen würdigen und rezensieren. «Die dritte Dimension» von Jon Mathieu ist so ein Buch. Dies weil es so gut geschrieben ist, weil sich kein Haar in der sprichwörtlichen Suppe finden lässt. Souverän und unaufgeregt gruppiert Jon Mathieu den immensen Stoff, stellt schlichte und schlaue Vergleiche an und formuliert gleich mehrere aufschlussreiche Erkenntnisse. Ein Genuss also – aber noch keine Würdigung, und daher der Reihe nach.

Auf nur 242 Seiten – inklusive Bibliographie und Register – erzählt Jon Mathieu die Geschichte der Berge dieser Welt während der letzten 500 Jahre. 1492 mit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus setzt seine Geschichte ein und schliesst mit dem von der UNO-Vollversammlung proklamierten internationalen Jahr der Berge 2002.

Wie bringt man die weltweit «gleichzeitig ablaufende Geschichte» eines «Gross-Ökosystems» (S. 207) wie der Wüsten, der Meere oder eben der Berge in einem einzigen schmalen Band unter? Jon Mathieu erschliesst die Geschichte der Berge über drei Zugänge, erstens über die wissenschaftliche und politische Wahrnehmung der Gebirge (Kapitel 1), zweitens über die demographische und landwirtschaftliche Lebenswirklichkeit in den Bergen (Kapitel 2 und 3) und drittens schliesslich über die spirituelle Aneignung von Bergen (Kapitel 4).

«Die dritte Dimension» ist bereits die vierte Monographie Jon Mathieus zur Geschichte «des hommes dans le temps» (Marc Bloch) also des Menschen in der Zeit – und im Gebirge. 1987 veröffentlichte Jon Mathieu in seinem ersten Buch



die Geschichte eines einzelnen Gebirgstales,<sup>11</sup> 1992 erzählte er in einer zweiten Monographie die Geschichte mehrerer alpiner Täler,<sup>12</sup> 1998 die Geschichte des gesamten Alpenraums,<sup>13</sup> bis er in dieser seiner vierten Monographie die Geschichte der Berge weltweit in den Blick nimmt. Seine Perspektive weitet sich jedes Mal massiv (obwohl jedes neue Buch mit weniger Seiten und Fussnoten auskommt als das vorhergehende). Je breiter der Blick, desto wichtiger wird die Methode des Vergleichs, bis schliesslich im vorliegenden Buch Vergleiche nicht nur da und dort als praktisches Hilfsmittel eingesetzt werden, sondern der Vergleich zum massgebenden Erzählstrang des gesamten Textes wird.

Zum Beispiel die Verteilung und das Wachstum der Bevölkerung weltweit in Gebirgen und im umliegenden Tiefland: Waren in Südamerika zu Beginn der Neuzeit die Ebenen wie die Pampa oder der Amazonas dünn und die Höhenlagen der Anden vergleichsweise dicht besiedelt, zeigt sich in Ostasien ein anderes Bild. Seit 3000 Jahren ist die ostchinesische Tiefebene dicht besiedelt, von grossem Bevölkerungswachstum und von intensiver Umgestaltung der Landschaft durch den Menschen geprägt. Die Höhenlagen in Yunnan waren dagegen dünn besiedelt. Erst im Verlauf der Neuzeit setzten die intensivere Landwirtschaft, die dichtere Besiedlung und die herrschaftliche Unterwerfung der lokalen Bevölkerung durch Han-China ein. In Ostasien findet man oben, in Südamerika unten, was jeweils als wild und als unzivilisiert galt.

Oder: In den nordamerikanischen Appalachen nahm die Bevölkerung in der Neuzeit sprunghaft zu. Massive Einwanderung und intensive Landwirtschaft führten zur Vertreibung der lokalen Cherokee. Trotz dieser starken Intensivierung und «Zivilisierung» – so zumindest die Sicht der Kolonisatoren – gerieten die Appalachen ins Hintertreffen gegenüber der benachbarten nordamerikanischen Ostküste. Die exorbitante Industrialisierung und Bevölkerungszunahme in unmittelbarer Nachbarschaft degradierte die Bewohner der Appalachen zu Hinterwäldlern, zu den «Hillybillies».

Oder die «Heiligkeit der Berge»: Während in Asien in der Neuzeit (und schon vorher) strukturierte und elaborierte Kulturen von heiligen Bergen beobachtet werden können, lässt sich in Europa und bei den europäischen Siedlern in Nordamerika im 16. und 17. Jahrhundert keine entsprechende sakrale Verehrung von Bergen feststellen. Erst mit der Modernisierung, mit der europäischen Aufklärung und Romantik, setzte eine gewisse Sakralisierung ein und führte zu einer spezifisch «euro-amerikanischen Naturromantik und 'Wilderness'-Vorstellung» (S. 202).

Solch unterschiedliche Entwicklungen – und weitere wie die Verteilung der Städte, die Vorlieben für Tierhaltung, die Mobilitätsmuster, die Familienstrukturen usw. – lassen sich nicht schlüssig nur mit geographischer oder klimatischer Exponiertheit fassen und erklären. Jon Mathieu bemerkt dazu trocken, «dass wir für die Erklärung (...) einen beachtlichen theoretischen Freiraum benötigen» (S. 114). Und er nutzt diesen Freiraum, um die globale Geschichte der Berge mit zwei

11 Jon Mathieu, *Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800*, Chur 1987.

12 Jon Mathieu, *Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800*, Zürich 1992.

13 Jon Mathieu, *Geschichte der Alpen 1500–1900. Umwelt, Entwicklung, Gesellschaft*, Wien 1998.



theoretischen Modellen zu beschreiben und zu begreifen, einerseits der Pfadabhängigkeit, andererseits der Agrarintensivierung.

Pfadabhängigkeit von Entwicklungen kann man vereinfacht als «chronologische Kausalitäten» (S. 99) begreifen. Um beim Vergleich der südamerikanischen Anden und Han-China in Ostasien zu bleiben: Sowohl dass das spanische Vizekönigreich in Peru in den Anden grösstenteils auf das indianische Altsiedelland aufgefropft wurde, als auch die anhaltende Privilegierung des Tieflands in China waren durch bereits geschaffene Strukturen und Voraussetzungen präjudiziert. Oder in den Worten Jon Mathieus: «In dieser Sicht war es dann auch nicht der 'Zufall', der solche Situationen hervorbrachte, sondern eine andere chronologisch definierte 'Notwendigkeit'.» (S. 203)

Agrarintensivierung bzw. agrarisches Wachstum stellte auch in Höhenlagen durchaus eine Option dar. In Bergregionen lassen sich unterschiedliche Anbausysteme mit verschiedenen Erntefrequenzen bis hin zum Mehrfachanbau ohne periodische Brache beobachten. Bisweilen waren die Bedingungen gerade in den Höhenlagen besonders günstig, etwa hinsichtlich Bewässerung oder Düngung. Jon Mathieu dazu: «Man muss immer wieder betonen, dass die Gebirgslage für die Landwirtschaft nicht von vorneherein und überall ein Problem bildete» (S. 135). Erst ab einem bestimmten Punkt der Entwicklung stiess Landwirtschaft in Höhenlagen an strukturelle Grenzen. In den europäischen Alpen beispielsweise erwies sich die Höhenlage für die Landwirtschaft erst als Handicap, als im umliegenden Tiefland gedrängte Mehrfachnutzung gängig wurde. Nach einer ersten Phase der Intensivierung wurden Umweltfaktoren der Gebirgslage also erst zu einer späteren Phase der Moderne zu wirklichen Hemmnissen. Wie spät dies effektiv ins Gewicht fallen konnte, zeigt gerade das Beispiel des europäischen Alpenraumes, wo sich «entgegen einer verbreiteten Meinung (...) bis um 1900 keine systematischen Differenzen zwischen den Erträgen der Hoch- und Tiefenlagen» feststellen lassen (S. 135, Fussnote 28). Vor allem die technische Agrarrevolution, der Einsatz von Maschinen in der Landwirtschaft ab 1850, bescherte den Bergregionen Standortnachteile. Hanglagen erwiesen sich bisweilen als zu steil für Maschinen oder die für den Einsatz der Technik notwendige Verkehrserschliessung war zu aufwendig. Die Technologisierung führte «insgesamt zu einem Selektionsprozess, in dem das Gebirge schlechtere Chancen hatte als das flache Land» (S. 137). Diese junge, aber «relativ systematische Benachteiligung der Bergregionen» (S. 202) hatte offenbar auch Auswirkungen in der Phase der darauffolgenden eigentlichen Industrialisierung. Inmitten der atemlosen industriellen Entwicklung der nordamerikanischen Ostküste gerieten die Appalachen zu einem rückständigen Gebiet.

Keine Geschichte der Gebirge ohne Geschichte des Tieflandes, keine Untersuchung eines globalen Gross-Ökosystems ohne Berücksichtigung des Menschen in der Zeit, so könnte man zwei grundlegende Einsichten dieses Buches auf den Punkt bringen. Die Erforschung globaler Gross-Ökosysteme ist ein interdisziplinäres Geschäft, bei dem im Falle der Berge insbesondere geographische und klimatische Erklärungen grosses Gewicht haben. Jon Mathieu rückt dynamische und diachrone Erklärungen wieder in den Vordergrund – wie von einem Historiker auch zu erwarten. Doch ergeht er sich dabei nicht in ermüdenden Belehrungen gegenüber den Kollegen anderer Disziplinen, sondern er zeigt mit eingängigen Vergleichen und knappen Sätzen, welche Erklärungen die Geschichtswissenschaft zum Verständnis der dritten Dimension beisteuern kann.



Unter dem Titel «The Third Dimension: A Comparative History of Mountains in the Modern Era» erschien das Buch unterdessen auf Englisch und ist in Bibliotheken von Canberra bis Washington greifbar. Damit hat «die dritte Dimension» gute Chancen, in den internationalen Debatten zum globalen Gross-Ökosystem Gebirge inskünftig selbst eine anregende und gewichtige Rolle zu spielen.

*Michael Blatter, Luzern*

Hellmut G. Haasis (Hg.): **Totengedenkbuch für Joseph Süß Oppenheimer**. Mit dem hebräischen Gedenkblatt von Salomon Schächter, übersetzt und neuer hebräischer Satz von Yair Mintzker. Worms, Worms-Verlag, 2012. 119 Seiten.

1998 veröffentlichte Hellmut G. Haasis seine grundlegende Biographie Joseph Süß Oppenheimers (1698–1738), jenes jüdischen Financiers am Hof des Herzogs von Württemberg, der nach dessen Tod in die Mühlen der Machtpolitik geriet. In einem jeglichem geltenden Recht spottenden Verfahren wurde er zum Tode verurteilt – ein eindeutiger Justizmord. Erst jetzt ist es Haasis durch das Interesse der Stadt Worms im Zusammenhang mit der Aufführung eines Stückes über Süß Oppenheimer an den Nibelungen-Festspielen gelungen, ein zentrales Dokument in der Originalfassung zu publizieren: die Gedenkschrift der Stuttgarter jüdischen Gemeinde von 1738. Dieses von Salomon Schächter verfasste Blatt – «Augenzeugenbericht von dem Verscheiden des Joseph Süß secher tsadik livracha» [das Andenken des Gerechten sei zum Segen] – wurde gleich nach seinem Erscheinen von der Leitung der jüdischen Gemeinde in Fürth, wo es gedruckt worden war, aufgekauft und verbrannt: In der aufgehetzten antijüdischen Stimmung fürchtete man ein Pogrom. Seitdem galt es als verschollen, tauchte jedoch 1994 in einer Privatsammlung auf. Ein Faksimile des Originaldrucks mit hebräischen Lettern ist dem Band beigelegt. Yair Mintzker (Princeton University) hat den Bericht hebräisch neu gesetzt und ins Deutsche übertragen.

Schächter berichtet vom Leben und Tod Oppenheimers. Er verschweigt nicht, dass dieser während seiner Tätigkeit am herzoglichen Hof «sehr viel zugenommen (habe) an Verstocktheit seines Herzens, an Hochmut, an Reichtum und an Weisheit» (S. 10). Aber er hebt hervor: er «ist gestorben in dem rechten Glauben und hat Buße getan mit ganzem Herzen über seine Missetaten, die er begangen hatte, so steht uns nicht zu noch allen übrigen Kindern Israels, auf ihn Böses zu gedenken bis zur Ankunft unseres Messias» (S. 11). Scharf kritisiert Schächter die Behandlung Süß Oppenheimers in der Gefangenschaft. Er schildert den Besuch von R. Mordechai Schloss (Marx Nathan) zusammen mit weiteren Vertretern der Stuttgarter jüdischen Gemeinde bei ihm. Von diesen sei auch sein Testament bezeugt worden, das nicht nur seine Verwandten, sondern auch die jüdischen Gemeinden bedenke. Auf dem Weg zum Galgen und weiter bis zu seinem Tod habe er das «Schma Israel», das jüdische Glaubensbekenntnis, gesprochen.

Hellmut G. Haasis stellt diese Quelle in einen Zusammenhang mit Ausschnitten aus seiner Biographie von 1998, die er mit anderen Dokumenten ergänzt. Damit will er den Leserinnen und Lesern den Menschen Süß Oppenheimer nahe bringen. Dieser wusste, dass ihn seine Gegner in der Öffentlichkeit mit falschen Anschuldigungen anprangerten und stürzen wollten. Kurz vor des Herzogs Tode erreichte er mit einer hier abgedruckten Denkschrift, dass dieser ihn schriftlich ausdrücklich deckte – diese Schrift wurde dann wohlweislich unterschlagen. Aufgenommen in sein Buch hat Haasis ausserdem das Protokoll des ersten Verhörs Süß Oppenheimers – das die Voreingenommenheit der Verhörenden ebenso



zeigt wie die geschickte Verteidigung des Angeklagten – sowie des Verhörs seiner Lebensgefährtin Luciana Fischer. Diese hatte in der Haft ein Kind geboren, von dem Süss Oppenheimer nie erfuhr und das man elend sterben liess. Weitere Quellen belegen die unzumutbaren Haftbedingungen – noch nicht einmal seine Mutter durfte ihn besuchen – und die Unhaltbarkeit der Anschuldigungen. Augenzeugen berichten über die letzten Tage des Verurteilten und über seine Hinrichtung. «Sechs Jahre lang bleibt die Leiche im Käfig hängen, zur Einschüchterung aller Juden» (S. 105, Haasis).

Mit seinem Totengedenkbuch ermöglicht Haasis es den Leserinnen und Lesern, sich in einer ersten Annäherung mit der Persönlichkeit und dem Ende Joseph Süss Oppenheimers vertraut zu machen, dessen Bild immer noch durch Veit Harlans Nazifilm «Jud Süß» von 1940 verzerrt ist. In seinem Leben war er ein Grenzgänger zwischen den Kulturen, der sich von der jüdischen Tradition entfernte und die Orthodoxen verspottete. Armen und bedrohten Juden half er jedoch, so gut er konnte. Im ersten Verhör nach seiner Religion gefragt, antwortete er: «Er sei ein geborner Jud, habe aber die Religion von einem ehrlichen Menschen» (S. 49). Im Weiteren bekannte er sich stets zum Judentum und wehrte sich gegen alle Konversionsversuche. Den verhörenden Regierungsrat bezeichnete er einmal als «einen Landesvampir», der ihm, dem Juden, das «Blut aussaugen» wolle (S. 38). Damit drehte er das Argument um, das sonst von Christen gegen Juden gewandt wurde. Salomon Schächters Gedenkblatt bezeugt die Standhaftigkeit des Juden Süss Oppenheimer und den Respekt, den ihm auch seine früheren Gegner in der jüdischen Gemeinde zollten. Hellmut G. Haasis' Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

*Heiko Haumann, Elzach-Yach und Basel*

Marina Cattaruzza: **Sozialisten an der Adria. Plurinationale Arbeiterbewegung in der Habsburgermonarchie.** Berlin, Duncker & Humblot, 2011 (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient, 24). 180 Seiten.

Der eher schmale, aber in jeder Beziehung dichte Band ist die insgesamt gut-gelungene Übersetzung eines 1998 unter dem Titel «Socialismo adriatico» erschienenen italienischen Originals (2. Auflage 2001), das sich in vielschichtiger Weise mit einem zentralen Thema der späten Habsburgermonarchie befasste: den sich zusehends verstärkenden Nationalismen und dem von ihnen generierten Auseinanderbrechen einer ursprünglich internationalistisch ausgerichteten Partei wie der sozialdemokratischen. Dass sich die aus Triest stammende und in Bern wirkende Autorin beispielhaft mit der südwestlichen Peripherie der ausgehenden Doppelmonarchie auseinandersetzt, dürfte für sie selber naheliegend gewesen sein und erweist sich für den Leser als Glücksfall, weil dieses bisher wenig bearbeitete heute auf drei Staaten verteilte Gebiet die Probleme der Spätzeit des Habsburgerreiches wie in einem Brennspiegel besonders scharf konturiert.

Bei den Adriagebieten der Monarchie geht es am Rand um das Herzogtum Krain, vor allem aber um das Küstenland mit Görz und Gradiska, Triest und Istrien sowie um Dalmatien, das heisst um eine Zone, die an sozialen und nationalen Mischungen alles aufweist, was man sich wünschen kann: extreme regionale Unterschiede zwischen Dalmatien und Istrien sowie zwischen Hinterland und Küsten, mit Landarbeitern und Kleinbauern in den ländlichen Gebieten und bürgerlichen Mittelschichten und Proletariern in den Städten, aus welchen vor allem die Hafenstadt Triest und der Kriegshafen Pola herausragen. Im



thematischen Kontext der vorliegenden Studie geht es aber insbesondere um die Unterschiede zwischen den verschiedenen Richtungen der Adria-Sozialisten, den italienischsprachigen, den slowenischsprachigen, den kroatischsprachigen, auch den deutschsprachigen, die trotz einer durchaus angestrebten und teilweise sogar praktizierten Zusammenarbeit letztlich alle in Richtung der Nationalitätenkämpfe auseinanderdrifteten.

Von besonderem Interesse dürfte sein, dass sich an der Adria sämtliche Schattierungen von nationalistischen und internationalistischen Sozialismen zeigen und von der Verfasserin auf breiter Literatur- und Quellenbasis, zu der auch Triestiner Polizeiberichte gehören, akribisch herausgearbeitet werden. Vor allem fällt die Sonderstellung der italienischsprachigen Sozialdemokratie in Triest auf, die sich – entgegen dem, was man erwarten würde – bis zuletzt stark an die Parteizentrale in Wien anlehnte und einen rigorosen Internationalismus manifestierte (S. 172), wie man ihn sonst fast nirgends findet. Demgegenüber verhielten sich die Slowenen und Kroaten auch als Sozialisten ähnlich wie etwa ihre ruthenischen Genossen. Die Verfasserin erklärt die bemerkenswerte Sonderstellung der Triestiner einleuchtend mit einer Reihe von Faktoren, deren wohl wichtigster war, dass Triest als eine der wenigen Städte der Monarchie dank ihren Verkehrsverbindungen und als Verwaltungszentrum eine supranationale Funktion hatte, von der herab man sich als «Österreicher» fühlte und mit einer gewissen Verachtung beispielsweise auf die Sozialisten im Königreich Italien hinuntersah. (Dass die Übersetzerin in diesem Zusammenhang immer wieder den Terminus «reichsitalienisch» verwendet, erscheint allerdings etwas befremdlich.)

Insofern gehörten die Triestiner Sozialdemokraten zu jenen (wenigen), die den internationalistischen Vorstellungen der austromarxistischen Theoretiker Karl Renner und Otto Bauer am nächsten kamen. Indessen zeigt gerade diese Ausnahme, dass ansonsten selbst die sozialistische Arbeiterbewegung in der Stunde der Not keineswegs als «zentripetale» Kraft fungierte, welche die Monarchie hätte retten können (oder dies wenigstens gewollt hätte), sondern sich in nationaler Hinsicht im Endeffekt nicht anders verhielt als ihre nationalistisch eingestellten bürgerlich-liberalen oder klerikal-christlich-sozialen Konkurrenten und nach der erfolgreichen Kampagne für die 1907 erfolgte Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts letztlich ebenso zentrifugal wirkte. Dies traf nicht nur paradigmatisch auf die Tschechen zu, sondern neben den polnischen und ruthenischen auch auf die italienischen Sozialdemokraten im Trentino und in Istrien und – nach der Annexion Bosniens – auch auf ihre slowenischen Genossen (S. 81).

Den Überblick über die Gedankengänge der ungewöhnlich inhaltsreichen Studie zu bewahren, ist wegen ihres Detailreichtums nicht immer ganz einfach, weshalb es sich empfehlen dürfte, nach der Einleitung zunächst die wohltuend konzisen (im italienischen Original noch fehlenden) Schlussfolgerungen zu lesen. Der eigentliche Wert der Schrift liegt indessen darin, dass sie im kleinteiligen Spiegel einer sehr heterogenen Region die grossen Themen der Spätzeit der Monarchie anspricht – so vor allem die Vielfalt der Minderheitensituationen, deren immer handfester werdende Aktualität ein Haupt-Kennzeichen ihrer letzten Jahre war – und auf diese Weise aufzuzeigen vermag, weshalb es 1918 in der Tat keine Rettung für das Habsburgerreich mehr geben konnte.

*Carlo Moos, Zürich*



**Wirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Krieg. Dokumente zur liechtensteinischen Geschichte zwischen 1928 und 1950.** Bearb. von Stefan Frey und Lukas Ospelt, hrsg. vom Liechtensteinischen Landesarchiv, Vaduz, Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein / Zürich, Chronos, 2011. 704 Seiten.

Das historische Interesse am Fürstentum Liechtenstein wächst. Zwar gibt es keine Universität, an der das Fach Liechtensteinische Geschichte unterrichtet würde, hingegen besteht eine lebendige Szene einheimischer Historiker, die sich auf professionelle Art und Weise mit liechtensteinischen Themen beschäftigt. Private Auftraggeber sowie staatliche und halbstaatliche Institutionen wie der Historische Verein, das Landesarchiv, das Landes-Museum und das Liechtenstein-Institut sorgen dafür, dass die Forschungslandschaft trotz der Kleinheit des Landes blüht. Der Schwerpunkt der jüngsten Publikationen, unter denen jene von Peter Geiger herausragen, liegt auf dem 20. Jahrhundert.

Nun gibt das Liechtensteinische Landesarchiv eine erste Quellensammlung heraus, welche die Jahre 1928 bis 1950 abdeckt. Die Sammlung erlaubt es, die erwähnten Publikationen miteinander zu verknüpfen, neue Studien anzustellen und sich selbstständig ein eigenes Bild über die in Frage stehende Epoche zu machen. Sie erscheint in Buchform, ist aber auch per Internet zugänglich ([www.e-archiv.li](http://www.e-archiv.li)). Nur in Buchform erhältlich ist die Einführung in den historischen Kontext der Quellen, welche die beiden Bearbeiter der Sammlung, Stefan Frey und Lukas Ospelt, verfasst haben. Die 50 Seiten umfassende Einführung verortet die Quellen mit viel historiographischem Sachverstand und deckt alle Bereiche des damaligen Lebens ab: die Innen- und Aussenpolitik (darunter auch die Beziehungen zum wichtigen Partner Schweiz) genauso wie die Wirtschaft, die Gesellschaft ebenso wie die Kultur. Anschliessend folgt der eigentliche Quellenteil, der in chronologischer Reihenfolge 225 Dokumente präsentiert. Zwei Register und eine thematische Aufschlüsselung der Quellen erleichtern den Zugriff und helfen bei der gezielten Suche.

Das Fürstentum Liechtenstein hat die Zeit des Nationalsozialismus relativ glimpflich überstanden. Gleichwohl waren die 1930er und 1940er Jahre auch für Liechtenstein eine spannende und schwierige Zeit: Die Wirtschaftskrise traf das noch stark agrarisch geprägte Ländchen mit voller Wucht, parteipolitische Auseinandersetzungen stellten das Fürstentum vor manche Zerreissprobe, die Unabhängigkeit des Landes wurde durch eine kleine, aber aktive nationalsozialistische Bewegung, die 1939 erfolglos einen Anschlussputsch versuchte, in Frage gestellt. Insofern können die Bearbeiter sozusagen aus dem Vollen schöpfen. Es ist ihnen gelungen, mit viel Sorgfalt und Akribie jene Dokumente herauszupicken, welche sowohl einzelne Schlüsselereignisse berücksichtigen als auch längerfristig wirkende Strukturen und Prozesse sichtbar machen können. Da es sich um eine Publikation des Landesarchivs handelt, sind die meisten der präsentierten Dokumente staatsnah, das heisst Akten im klassischen Sinn wie Gerichts- und Landtagsprotokolle, Berichte, Noten, Telegramme, Flugblätter, Aktenvermerke und Reden. Ergänzt werden sie durch zahlreiche Zeitungsberichte sowie durch einige wenige private Aufzeichnungen. Ein etwas umfangreicherer Bildteil hätte die Attraktivität des Bandes noch zusätzlich steigern können.

Gespannt wartet man auf den zweiten Quellenband, welcher die Jahre 1900 bis 1928 abdecken wird. Einzelne Dokumente sind schon jetzt online zugänglich.

*Christoph Maria Merki, Triesen*



Moritz Pfeiffer: **Mein Großvater im Krieg 1939–1945. Erinnerung und Fakten im Vergleich.** Mit einem Geleitwort von Wolfram Wette und einem Nachwort von Helmut Donat. Bremen, Donat Verlag, 2012. 214 Seiten, Abbildungen.

Moritz Pfeiffer wurde durch sein Studium an der Universität Freiburg i. Br. dazu angeregt, sich mit der Geschichte seiner Grosseltern während des Nationalsozialismus zu beschäftigen. Nicht zuletzt hatten ihn die Ergebnisse eines von Harald Welzer geleiteten Forschungsprojektes stutzig gemacht, dass die heutigen Jugendlichen zwar sehr viel mehr als frühere Generationen über die NS-Zeit wissen, aber mehrheitlich dazu tendieren, ihren Grosseltern eine kritische Haltung gegenüber dem damaligen Regime zu bescheinigen. So entschloss er sich, in langen Gesprächen mit seinem Grossvater, einem Berufsoffizier, dessen Leben aufzuzeichnen. In den Schilderungen spielte auch die Grossmutter eine wichtige Rolle, die aber selbst wegen eines Schlaganfalls nicht mehr befragt werden konnte. Pfeiffer wollte es bei einer unkommentierten Kenntnisnahme nicht bewenden lassen, sondern sich intensiv damit auseinandersetzen. Systematische Nachfragen waren allerdings nicht mehr möglich, da beide Grosseltern kurz nach den Gesprächen verstarben.

Pfeiffers Projektwareine methodisch höchst anspruchsvolle Herausforderung. Dabei ging es nicht nur um Probleme, die die *Oral History* stets kennzeichnen: Die Erinnerung, gerade nach so vielen Jahren, entspricht nicht dem damals Erlebten, ist mehrfach durch neue Erfahrungen verarbeitet worden. Schmerzhafte Geschehnisse können verdrängt oder gar abgespalten worden sein. Hinzu kam, dass seine Grosseltern «das Herz der Familie» dargestellt und auch ihn «liebevoll behandelt und geprägt» hatten (S. 23). Hier war eine besonders kritische Selbstreflexion notwendig, um den eigenen wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Dies ist ihm gelungen.

In neun Kapiteln geht Pfeiffer der Lebensgeschichte seines Grossvaters nach, von der Kindheit und Jugend über Stationen der Kriegsteilnahme bis hin zu Gefangenschaft und Neuanfang sowie zur Geschichte des Bruders, der sich als Siebzehnjähriger freiwillig zur SS meldete und seit Anfang 1944 als vermisst galt. In jedem Kapitel gibt Pfeiffer zunächst die Erinnerungen des Grossvaters wieder. Anschliessend vergleicht er sie mit erhalten gebliebenen Familiendokumenten (Briefe, Feldpostbriefe, Urkunden, Personalakten, Fotos) und Archivquellen – namentlich Kriegstagebüchern der entsprechenden Militäreinheiten – sowie mit den Erkenntnissen geschichtswissenschaftlicher Forschungen. Durch diesen mehrperspektivischen Zugang wird deutlich, in welchen Punkten der Grossvater durchaus zutreffend berichtete, in welchen dessen Erinnerung «falsch» war – wohl ohne aktive Täuschungsabsicht – und welche Punkte offenbleiben müssen.

Pfeiffers Grossvater hatte in den Gesprächen bei Nachfragen durchaus seine Erinnerungen korrigiert und geschärft, vieles eingeräumt, über das er anfangs verharmlosend hinweggegangen war. Doch war es ihm offensichtlich nicht mehr möglich, sich erlebte «Grausamkeiten noch einmal zu vergegenwärtigen» (S. 164). Beide Grosseltern waren überzeugte Nationalsozialisten – der Grossvater trat allerdings nie in die Partei ein – und «glaubten» (S. 165) zumindest bis kurz vor Kriegsende an deren Ideologie. Eine vertiefte Reflexion über die NS-Vernichtungspolitik fand nicht statt, zumindest konnte der Grossvater ein Eingeständnis seiner Mit-Verantwortung – oder auch nur ein Mitgefühl mit den Opfern – nicht formulieren. Aus verschiedenen Aussagen während der Gespräche schliesst Pfeiffer, dass sich sein Grossvater durchaus bewusst war, an der Praxis



eines Unrechtsregimes mitgewirkt zu haben, aber dies nicht ausdrücken konnte. Vielleicht hätte er in diesem Zusammenhang noch genauer interpretieren können, welchen Sinn der Grossvater seinen Erinnerungen – und damit seinem Leben – zu geben suchte.<sup>14</sup> In anderen Untersuchungen wird erkennbar, dass sich «Täter» im Nachhinein eine eigene «Deutungsmatrix» (Welzer) konstruierten, um ihr Handeln zu relativieren und ihre «Anständigkeit» oder ihre Distanz zum Geschehen hervorzuheben.<sup>15</sup> Nicht mehr aufzuklären ist vermutlich, ob besonders furchtbare oder gar traumatische Erfahrungen den Grossvater zu «Abspaltungen» in seinem Gedächtnis geführt haben, so dass er nicht mehr darüber sprechen konnte.

Pfeiffer schreibt nicht als Ankläger oder Richter, er geht mit den Erinnerungen seines Grossvaters sensibel um. Er verurteilt ihn nicht, sondern versucht sich seinem damaligen Leben zu nähern. In seiner Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle in der Analyse geht er auch darauf ein, ob die oft gestellte Frage, wie er sich selbst unter vergleichbaren Bedingungen verhalten hätte, einen Erkenntnisgewinn bringe. Er verneint dies, weil eine solche Frage die seinerzeit Handelnden entlasten könne. Stattdessen solle man aus der Vergangenheit lernen und in der Gegenwart entsprechend wirken. Wolfram Wette argumentiert in seinem Geleitwort ähnlich und schliesst sich Jan Philipp Reemtsma an: Es komme darauf an zu fragen: «Wie soll ich mich verhalten?» (S. 15). Aber sind beide Fragen wirklich Gegensätze? Selbstverständlich ist entscheidend, welche Schlüsse ich aus der Geschichte «für die verantwortliche Gestaltung meines gegenwärtigen und zukünftigen Lebens» ziehe (S. 15). Dazu gehört aber doch gerade, dass ich die historischen Vorgänge nicht einfach zur Kenntnis nehme, sondern sie mir in allen mir zugänglichen Aspekten vergegenwärtige, das Leben der Akteure, mit denen ich mich beschäftige, nachvollziehe, dabei Alternativen und ungenutzte Möglichkeiten berücksichtige, also ein «Probearbeiten» durchführe. Das entlastet niemanden, verschleiert auch nicht die Bewertungsmassstäbe, präzisiert sie eher. Indem meine Haltung gegenüber den damaligen Handlungsalternativen in meinen Erinnerungsbestand eingeht, erleichtert mir dies mein Handeln in der Gegenwart.

Pfeiffers sorgfältig gearbeitete Studie sollte Schule machen. Sie zeigt die Bedeutung der Auseinandersetzung mit dem Familiengedächtnis für den Historiker und legt offen, wie sehr gerade eine biographisch angelegte Forschung den Leser unmittelbar betrifft.

*Heiko Haumann, Elzach-Yach und Basel*

Peter Geiger: **Kriegszeit. Liechtenstein 1939 bis 1945.** Vaduz, Verlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein / Zürich, Chronos, 2010. 2 Bände, 692 und 636 Seiten.

Mit seinen über 1300 Seiten liegt hier ein in jeder Hinsicht gewaltiges Werk vor, das eine nahezu lebenslange Beschäftigung des 1942 geborenen Verfassers, Historiker am Liechtenstein-Institut in Barenden, vorläufig abschliesst, nachdem 1997 eine fast ebenso umfangreiche Arbeit zu Liechtensteins Krisenzeit während der 1930er Jahre vorausgegangen ist. Dazwischen hat Geiger von 2001 bis 2005 die Unabhängige Historikerkommission Liechtenstein – Zweiter Weltkrieg

14 Vgl. Carla Cordin, *Ettore Cordin: Das Tagebuch eines k. u. k. Soldaten im Ersten Weltkrieg*. Edition und Analyse, Frankfurt a. M. 2012.

15 Vgl. etwa Caroline Heitz, Eveline Schüep, *Annäherung an die soziale Wirklichkeit der SS-Ärzte. Sprachanalysen und sozialpsychologische Untersuchungen anhand von Hans Münchs Erinnerungserzählungen*, Frankfurt a. M. 2011.



(UHK) präsidiert. Ohne jeden Zweifel ist der im Fürstentum lebende Schweizer die Autorität in der liechtensteinischen Zeitgeschichts-Forschung.

Sein Kriegszeit-Werk teilt Geiger in elf Grosskapitel ein, die einen Bogen von der Zeit vor in die Zeit unmittelbar nach dem Krieg schlagen, mit Schwerpunkten in der militärischen Bedrohungslage, im sehr breit behandelten «schwierigsten» Jahr 1940 mit seiner inneren und äusseren Verunsicherung, in der Aussenpolitik zwischen der Schweiz und dem NS-Reich, in den Auseinandersetzungen mit und um den Nationalsozialismus und in der Bedeutung von Fürst Franz Josef II. während des Kriegs. Adäquat und knapp wird jeweils auch auf die Ergebnisse der UHK-Arbeiten verwiesen, deren im Auftrag der liechtensteinischen Regierung bearbeitete Fragen um Flüchtlinge und Immigranten, Vermögenswerte, Kunstwerte und Produktion für den deutschen Kriegsbedarf hier nicht mehr weiter vertieft werden, zu Recht, wie dem Rezensenten scheint, allerdings mit Ausnahme des wichtigen Themas der liechtensteinischen Wirtschaft im Krieg, das aus Platzgründen weggelassen werden musste, wie gesagt wird: ein bedauerlicher und etwas unverständlicher Mangel, der indessen der einzige in diesem Riesenwerk ist.

Dieses weist ansonsten grosse Stärken auf, die sich vor allem dort überzeugend zeigen, wo besonders heikle Themen zur Sprache kommen. Zu ihnen zählt das Verhalten der politischen Führung und insbesondere des Regierungschef-Stellvertreters Alois Vogt gegenüber Nationalsozialismus und NS-Reich, aber auch die Rolle des Fürsten. Vogt, ein wendiger Anpasser, der sich nachträglich patriotische Motive für sein unpatriotisches Machtstreben zuschrieb, wird differenziert und ausgewogen beurteilt, freilich fast zu verständnisvoll, weil er zeitweilig dem Hochverrat gefährlich nahe kam, auch wenn eine Abrechnung nach dem Krieg ausblieb. Die nötige Zweidrittelmehrheit für eine Ministeranklage kam 1946 im Landtag nicht zustande, wie ein Schlüsseldokument in einem parallel zu den Geiger-Werken herausgegebenen Quellenband zeigt.<sup>16</sup> Fürst Franz Josef II. schillert dagegen zwischen dem fürsorglichen Landesvater, der auch im Nachhinein als wichtige Integrationsfigur erscheint, und dem Chef des Hauses Liechtenstein, der intensiv für die Rückgewinnung der nach dem 1. Weltkrieg in der Tschechoslowakei verloren gegangenen Güter (die in der Kriegszeit im «Reichsgau Sudetenland» und im «Protektorat Böhmen und Mähren» lagen) arbeitete und sich nicht immer lupenrein bewegte. In diesem Kontext erscheint auch sein Umgang mit Regierung und Landtag in der Frage einer Neuerrichtung der Gesandtschaft in Bern gegen Ende des Kriegs reichlich seltsam und die damit verbundene spätere Entlassung des an sich verdienten Regierungschefs Josef Hoop ungerecht. Anders als heute waren aber Position und Person des Fürsten damals unangefochten – ausser seitens der eingefleischten Nationalsozialisten im Umfeld ihres aggressiv antisemitischen Organs «Der Umbruch». Diese waren im ohnehin exponierteren Fürstentum die ganze Kriegszeit hindurch prozentual erheblich zahlreicher als in der Schweiz, was nicht zuletzt die rund 100 liechtensteinischen Kriegsfreiwilligen auf deutscher Seite (70 von ihnen in der Waffen-SS) bezeugen; sie entsprachen ungefähr fünf Prozent der wehrfähigen Liechtensteiner (vergleichsweise zwanzigmal mehr als die 1000 Hitlerfreiwilligen aus der Schweiz).

16 *Wirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Krieg. Dokumente zur liechtensteinischen Geschichte zwischen 1928 und 1950.* Bearb. von Stefan Frey und Lukas Ospelt, hrsg. vom Liechtensteinischen Landesarchiv, Vaduz, Verlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein / Zürich, Chronos, 2011. 704 Seiten; hier S. 602–607.



Zu den heiklen und von Geiger besonders effizient ausgeleuchteten Seiten der liechtensteinischen Weltkriegs-Problematik gehören nicht zuletzt auch die Beziehungen zur Schweiz, in deren Neutralität und Zoll- und Wirtschaftsraum das unbewaffnete Fürstentum seit 1919 bzw. 1923 (Zollvertrag) und 1941 (Fremdenpolizeiabkommen) einbezogen war, was zwischen den beiden ungleichen Partnern immer wieder zu Schwierigkeiten und Spannungen führte, letztlich aber – weil der Kleinstaat als Anhängsel des grösseren Nachbarn galt – vielleicht ausschlaggebend zu seiner Rettung vor Besetzung und Anschluss ans NS-Reich beigetragen haben dürfte. Interessant wäre diesbezüglich zu erfahren, was sich seither in den Beziehungen der beiden Länder geändert hat. Zweifellos ist das Fürstentum dank seinem 1995 erfolgten Beitritt zum EWR in Europa mittlerweile besser positioniert als die Schweiz.

Geigers Akribie ist bisweilen fast beängstigend, die Kenntnis eines schier unüberblickbaren Materials (seine Bibliographie umfasst 40 engbedruckte Seiten, davon fast die Hälfte Quellen aller Art, auch mündliche) aber souverän und dessen Einsatz nach jeder Richtung einwandfrei. Allerdings ist das Werk wegen seiner Fülle, obwohl sehr lesbar geschrieben, eher schwer geniessbar, und man fragt sich, wer ausser den – freilich sehr zahlreichen – Personen, die explizit genannt werden, und ihren Angehörigen ein derart (über)gewichtiges Buch erstehen will. Vielleicht müssten sich Autor und Verlag überlegen, ob nicht eine schlanke Kurzfassung vorgelegt werden könnte, die jenseits des Kreises direkt und indirekt Betroffener auf ein breiteres Interesse über Liechtenstein hinaus stossen könnte. Eine Auswahl von 225 chronologisch angeordneten repräsentativen Dokumenten zu den Krisen- und Kriegsjahren des Fürstentums liegt inzwischen – wie oben angedeutet – in einem separaten Quellenband von rund 700 Seiten vorbildlich ediert vor, womit ein Desiderat, das die UHK seinerzeit formulierte, eingelöst ist.<sup>17</sup>

So oder so verfügt das Fürstentum Liechtenstein dank Peter Geiger nunmehr über eine ausgesprochen zuverlässige und streckenweise recht eigentlich spannende Aufarbeitung seiner Krisen- und Kriegsjahre, um die man es beneiden kann. Die Landesregierung hat im Übrigen seinerzeit rascher und eleganter als die Schweiz reagiert, als erste Anschuldigungen wegen der Weltkriegsvergangenheit laut wurden, und sofort eine Kommission eingesetzt, in der neben zwei Schweizern (einer von ihnen als Präsident), einem Liechtensteiner als Vizepräsident und einer Österreicherin auch zwei hochrangige Vertreter der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem Einsitz hatten. Es ist zu vermuten, dass Geiger, schon damals der Spezialist für diese Fragen, bei dieser geschickten Lösung eine glückliche Hand mit im Spiel hatte.

*Carlo Moos, Zürich*

Brigitte Studer: **1968 und die Formung des feministischen Subjekts**. Wien, Picus, 2011 (Wiener Vorlesungen im Rathaus; Bd. 153). 56 Seiten.

Der hier besprochene Essay der Berner Historikerin Brigitte Studer basiert auf einer Vorlesung, die sie am 28. Mai 2010 im Wiener Rathaus auf Einladung der Kulturabteilung der Stadt Wien hielt. Er setzt mit einem Zitat der feministischen Historikerin Sally Alexander ein: «I learned who I was through the women's liberation movement.» Dieses Zitat fasst Studers Erkenntnisinteresse

17 *Ibid.*, das Quellenwerk dient auch als Wegweiser durch eine Datenbank mit rund 1000 Dokumenten aus dem Zeitraum 1928–1950: [www.e-archiv.li](http://www.e-archiv.li) [Zugriff: 09. Juli 2013].



vortrefflich zusammen, die Frage nach der Konstitution des feministischen Subjekts zwischen 1968er Bewegung und Neuer Frauenbewegung.

Studer benennt erstens die Einflüsse, welche die 1968er Bewegung und die Neue Frauenbewegung teilen. Dabei erkundet die Autorin feministische Aneignungen, aber auch Zuspitzungen der politischen Prinzipien und Praktiken linksradikaler Zusammenhänge der 1960er Jahre. Sie thematisiert aber auch die Notwendigkeit der Frauenbewegung, sich von den patriarchalen Mustern der 1968er abzugrenzen. Vor diesem Hintergrund stellt Studer zweitens die Frage, wie sich Frauen von den «fremdbestimmten» bürgerlichen Vergesellschaftungsprozessen, aber auch von den Vorstellungen und Erwartungen der Neuen Linken, die den Interessen von Frauen häufig entgegenliefen, zu lösen vermochten. In einem dritten Schritt fokussiert Studer, die analytischen Perspektiven und politischen Praktiken, die die von Frauen aufgrund ihrer geteilten Unterdrückungs- und Ausgrenzungserfahrung entwickelt wurden (S. 16). Studer beschreibt einen komplex verflochtenen Konstitutionsprozess, der es gewissen Personen ermöglichte, sich als autonome weibliche Subjekte in den dominanten Geschlechterdiskurs einzubringen und diesen anzufechten.

Wie Brigitte Studer anhand von Aussagen damaliger Feministinnen belegt, war es für viele Frauen nicht selbstverständlich, eigene Vorstellungen zu entwickeln und diese auch öffentlich kundzutun (S. 19). In diesem Zusammenhang hebt Studer die Bedeutung einer neuen «Technik des Selbst», der Selbsterfahrungsgruppe, hervor (S. 41). Diese diente dem Austausch – Frauen lernten, ihre Erfahrungen öffentlich, wenn auch in einem geschützten Rahmen kundzutun –, der gemeinsamen Analyse dieser Erfahrungen und schliesslich der Entwicklung politischer Ziele. Die ersten Selbsterfahrungsgruppen wurden in den USA gegründet, doch schon bald schossen weitere weltweit aus dem Boden. Für viele Frauen boten sie den Raum, sich ein erstes Mal als agierendes Subjekt zu erleben. Gleichzeitig förderten sie das Sprechen und Handeln im Kollektiv. Die Bedeutung dieser meist informell organisierten, im Privaten stattfindenden Selbsterfahrungsgruppen ist nach Studer nicht zu unterschätzen. Sie waren entscheidend für die Konsolidierung und das Wachstum der Bewegung, sowohl für die Konstitution eines feministischen «Ich» als auch für die eines kollektiven «Wir» (S. 20).

Es ist Studers Anliegen, den regen Austausch, die beachtliche Vernetzung und gegenseitige Beeinflussung der Studierenden- und der Frauenbewegung – via Standardtexte, Bücher, Zeitschriften und Personen – hervorzuheben, so dass sich in den frühen 1970er Jahren, an verschiedenen geographischen Orten quasi gleichzeitig ein feministisches Subjekt formierte. So ist ihre Untersuchung notgedrungen transnational. Wenn sich Studer dennoch auf den westeuropäisch und US-amerikanischen Raum konzentriert, und hier wiederum auf Länder mit parlamentarisch-demokratischen Systemen wie Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien, Österreich und die Schweiz, dann mag dies dem Umstand geschuldet sein, dass genau über diese Landesgrenzen hinweg besonders intensiv politische Ideen und Praktiken ausgetauscht wurden. Laut Studer zeigt sich daran die transnationale Orientierung der 1968er- und der neuen Frauenbewegung (S. 20).

Wie Studer selbst anmerkt, bedingt ihre Fragestellung eine gewisse Offenheit, biographisch-individuelle, strukturelle und symbolische Aspekte in ihre Analyse einzubeziehen. Dementsprechend liegt dem Essay ein überaus heterogener Quellenkorpus zugrunde, darunter zeitgenössische Dokumente, Autobio-



graphien, Erinnerungsschriften, Theoretisierungen und Kritiken des Feminismus und der neuen Frauenbewegungen (S. 20). Die Autorin erwähnt auch den Beizug von visuellem Material.

Studers Essay geht weit über eine einfache Beschreibung der Studierenden- und der Frauenbewegungen hinaus, dies einerseits, indem sie das werdende feministische Subjekt als zentrale Agentin in der Studierendenbewegung, der Civil Rights-Bewegung und in Guerilla-Gruppierungen verortet, andererseits indem sie plausibel darlegt, inwiefern das Selbstverhältnis als Feministin auch ein Effekt dieser sozialen Bewegungen zu betrachten ist. Studer schliesst daraus: Die Konstitution des feministischen Subjekts, dass sich von dominanten (Geschlechter-) Normen zu befreien und seine gesellschaftliche und individuelle Wirkkraft erkennen lernte (S. 17), kann nur verstanden werden, wenn die individuell-biographische Ebene von Bewegung und Mobilisierung in die Analyse miteinbezogen wird.

Studers Erkenntnis über die Konstitution des *bewegten Selbst* verweist auf zentrale blinde Flecken herkömmlicher Sozialbewegungsforschung. Wie es zu einem kollektiven «Wir» komme, kritisiert die Autorin, würde meist unbefriedigend rekonstruiert. Auch moniert sie, dass psychologische Faktoren nicht systematisch in die Analyse der Konstitution des Eigenen und des Kollektiven einbezogen würden. Darüber hinaus werde der Frage, wie sich die individuell-biographische Ebene mit der kollektiv-politischen Ebene verbindet, kaum Beachtung geschenkt (S. 19). Das Verhältnis von Subjektivierung und kollektiver Mobilisierung bleibe deshalb unterbelichtet (S. 20). Studer übt jedoch nicht nur Kritik an bisherigen Forschungsperspektiven (S. 18). Vielmehr leistet sie eine methodologisch-theoretisch fundierte Perspektivenverschiebung und -erweiterung, indem sie den Fokus auf die zahlreichen Verbindungen des sogenannt Privaten, Irrationalen und Unsichtbaren und des Öffentlichen, Rationalen und Offenen legt. Für die Analyse dieser Verschränkungen greift Studer auf die Konzepte des Sozialanthropologen James C. Scott zurück. Seine Unterscheidung in «public transcripts» und «hidden transcripts» (S. 17) erlaubt es, die vielschichtige Einbindung von Frauen in hegemonialen und gegen-hegemoniale Machtstrukturen zu thematisieren, und gleichzeitig auf die Vergesellschaftungsprozesse zu fokussieren, die aus dem Widerstand hervorgingen und wiederum in Widerstand mündeten. Doch Studer benennt auch die Grenzen der Analyseinstrumente James Scotts. Für viele Frauen war ein bewusst widerständiges Agieren lange undenkbar, derart 'natürlich' gegeben und somit unveränderbar erschien ihnen die Geschlechterasymmetrie.

Studers Kritik am Geschlechterbias der Bewegungsforschung hätte noch gründlicher ausfallen können, wenn sie den Gegensatz zwischen «rational» und «emotional» (S. 19) explizit in Frage gestellt hätte. Ist dieser Gegensatz doch selbst ein vergeschlechtlichtes Konstrukt, das mit verantwortlich ist dafür, dass individuell-psychologische Aspekte von Bewegungen noch weitgehend unerforscht sind, und auch dafür, dass die emotionale Kraft von Protestbewegungen häufig als irrational und feminin abgewertet wird. Die Sozialwissenschaftlerin Deborah Gould betont in ihrem kürzlich erschienen Buch «Moving Politics», dass Emotionen zwar einen zentralen Kohäsionsfaktor in der Konstitution eines kollektiven «Wir» darstellen, dass diese jedoch nicht zwingend irrational im Sinne von unbewusst, unlogisch und unfundiert seien, oder gar – wie ihnen häufig unterstellt werde – unkontrolliert, sinnlos und verrückt.



Insgesamt legt Studer eine erhellende Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der 1968er und der Frauenbewegung vor. Besonders aufschlussreich sind ihre Ausführungen zur Selbsterfahrungsgruppe, einer Technik des Selbst, die für Frauen in unterschiedlichsten Kontexten anschlussfähig war und dominante Verständnisse von Politik und Privatem aufzubrechen vermochte. Eine gründliche Untersuchung dieser Technik und ihrer Bedeutung für die Frauenbewegung stellt laut Studer ein Forschungsdesiderat dar (S. 48), zumal ähnliche Techniken in der aktuellen Occupy-Bewegung wieder aufzuleben scheinen.

*Dominique Grisard, Basel*

Bernd Herrmann: **Umweltgeschichte. Eine Einführung in Grundbegriffe.** Heidelberg, Julius Springer, 2013. 343 Seiten, zahlreiche Abbildungen in Farbe und s/w.

Spätestens mit dem Erscheinen der «Weltgeschichte der Ökologie» Joachim Radkaus und der Eröffnung eines Rachel Carson Centers an der Ludwig Maximilians Universität München ist die Erforschung «grüner Gedanken» in der deutschsprachigen akademischen Welt angekommen und respektabel geworden. Doch was genau soll die nur vage umrissene und vielfach interdisziplinär vertortete Umweltgeschichte eigentlich sein? Mit dieser Frage eröffnet der emeritierte Professor für Anthropologie in Göttingen Bernd Herrmann sein vorliegendes Einführungswerk. Umweltgeschichte ist für Herrmann ein Teil der Humanökologie – Historiker dürfen demnach Zaungäste sein, die willkommen sind, aber nicht die Hauptakteure mimen. Ohne die ökologischen Debatten seit den 1960er Jahren sei Umweltgeschichte nicht denkbar, doch verlange die Beschäftigung mit ihr auch die Kenntnis der damaligen und aktuell naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden und nicht nur die Präsentation kultur- oder sozialhistorischer Entwicklungen. Damit wirft Herrmann indirekt die Frage auf, welche relevanten Leistungen in diesen Bereichen durch die Wissenschaftsgeschichte bislang erbracht wurden – und beantwortet dies dadurch, dass er kein Kapitel hierüber in sein Buch aufgenommen hat. Es gibt eben noch (fast) nichts auf diesem Gebiet, um so grösser wären die Chancen, sofern sich Historiker Herrmanns Überlegungen anschliessen wollten. Dies ist aber eher unwahrscheinlich, gleichwohl ist die Lektüre des Buches Historikern sehr zu empfehlen, weil sie so ersehen könnten, welche Möglichkeiten, Chancen und Risiken eine Geschichtsschreibung bietet, die sich offenbar ganz gut ohne die Jünger Clios formiert (hat).

Herrmann nennt als zentralen Ansatzpunkt für Umweltgeschichte die Hinterfragung, historische Untersuchung und heutige Betrachtung von Biodiversität. Dieser Begriff wurde bereits Ende der 1980er Jahre in die Debatte eingeführt und gilt heute als wichtigster Oberbegriff, um Änderungen in der Umwelt und ihre Konsequenzen zu benennen. Herrmann verbindet diese moderne Konzeption mit der Frage, was «Umwelt» früher bedeutete. Er rezipiert und interpretiert Autoren wie Jakob v. Uexküll (1864–1944) oder August Thienemann (1882–1960), bezieht die Philosophen Auguste Comte (1798–1857) und George Berkeley (1685–1753) ein. Die trennenden Grenzen und verbindenden Linien zwischen «Natur» einerseits und «Umwelt» andererseits werden klar herausgestellt. Sodann stellt der Autor anhand bestimmter Tiere die Frage, wie und warum sich ihre Häufigkeit vermindert (Sperling, Kaninchen). Der Leser erfährt, wie Entwicklungen in der menschlichen Lebensweise die Entfaltungsmöglichkeiten von Tieren und die Veränderung der gemeinsamen Umwelt beeinflusst. Biodiversität,



so die Botschaft, entsteht immer wieder neu. Auch Pflanzen gehören hier dazu und auf sie sind wiederum Menschen angewiesen, da sich diese häufig weniger gut anpassen können bzw. wollen als andere Akteure der Biodiversität. Die Nachkommen der Wikinger auf Grönland hätten den Lebensbedingungen der Inuits nachzueifern können, um zu überleben. Sie taten es nicht, sei es aus Stolz, Ablehnung oder Dummheit. Sie starben aus. Um solche Zusammenhänge zu erkennen, bedarf es weniger des Handwerkszeugs des Historikers, als der Kenntnisse von Biologen und Anthropologen, eventuell der Archäologen. Doch kennen diese Wissenschaftler meist die eigene Fachgeschichte kaum, von weiteren historischen Ereignissen ganz zu schweigen, und so kommen die Historiker ins Spiel. Sie werden so eher zu Subalternen als zu interdisziplinär Gleichrangigen in der Forschungslandschaft – vielleicht mit ein Grund, warum Ökologiegeschichte (und Wissenschaftsgeschichte allgemein?) von den selbstbewussten geisteswissenschaftlichen Historikern so lange ausgegrenzt wurde?

Herrmann stellt im Laufe des Buches klar dar, welche Grundbegriffe für die Umweltgeschichte von Bedeutung sind und was sie beinhalten, ob Räume, die Umweltmedien (Luft, Wasser, Boden, Feuer, Biota) oder auch klimatische Ereignisse. Stets wird deutlich, dass zu deren Verständnis umfassende interdisziplinäre Kenntnisse und Kooperationsbereitschaften erforderlich sind. Nur in gemeinsamen Anstrengungen können historische Entwicklungen und Relevanzen für die eigene Gegenwart und Zukunft erfasst werden. Doch zwischen den Zeilen lässt der Autor den Leser wissen, dass für Umweltgeschichte Historiker eine geradezu marginale Disziplin darstellen. Ihre Methoden und Erkenntnisse lassen sich von Naturwissenschaftlern viel einfacher aneignen als umgekehrt. Vielfach werden die Geisteswissenschaftler einfach übersehen. Und was ist mit den selbst ernannten Scharnierdisziplinen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften wie Medizin- oder Technikgeschichte? Ihre Protagonisten werden von Herrmann in Teilen wahrgenommen, sei es bei der Erforschung der demographischen Auswirkung von Seuchen oder bezüglich des Umgangs mit Umweltgefahren. Aber eine eigenständige Rolle wird ihnen nicht zugebilligt.

Allerdings machen Kenntnisse von Grundbegriffen und ihre Deutung noch keine Umweltgeschichte aus. Hierzu bedarf es der praktischen Anwendung auf historische Ereignisse und Entwicklungen, die in ihrem Gesamtzusammenhang einzuordnen Historikern eher gelingt als Naturwissenschaftlern. Am Beispiel der Melioration des Oderbruchs im 18. Jahrhundert bzw. der Kartoffelfäule nimmt Herrmann den Leser mit auf eine Reise zu Fehleinschätzungen, Irrtümern und ständigen Weiterentwicklungen, die ohne vorherige Massnahmen nicht notwendig gewesen wären. Es wird deutlich, wie eng technikgeschichtliche Betrachtung, naturwissenschaftliche Umweltanalyse und sozial- bzw. kulturhistorische Forschung (theoretisch) ineinandergreifen können. Das Ganze ist dann mehr als die Summe seiner Teile.

Literaturhinweise am Ende jedes Kapitels und zusätzliche Leseempfehlungen runden das Buch ab, das Register verdient diesen Namen tatsächlich, und das Layout ist ansprechend gestaltet. Der Preis (€ 29,95) geht in Ordnung. Bernd Herrmann ist ein nützliches und klarstrukturiertes Einführungsbuch gelungen, dessen Lektüre gerade für Geistes- und Kulturwissenschaftler eine bittere, jedoch absolut notwendige Kost darstellt und eine gute Diskussionsgrundlage für die nächsten Jahre bietet. Sicher, man kann Ökologie und Ökologen auch ohne Kooperation mit Naturwissenschaftlern erforschen. Nur ob das den eigenen wissen-



schaftlichen Ansprüchen genügt, werden sich Historiker nun mehr denn je fragen lassen müssen. Umgekehrt gilt das für die Naturwissenschaftler allerdings ebenso.

*Florian G. Mildenberger, Frankfurt/Oder*

Anne Burdick, Johanna Drucker, Peter Lunenfeld, Todd Presner, Jeffrey Schnapp: **Digital Humanites**. Cambridge 2012. 142 Seiten.

«Two decades ago, working with digital documents was the exception. Today it is the norm» – schreiben Anne Burdick und ihre Co-Autoren in ihrem spannenden Buch vom *Massachusetts Institute of Technology* (MIT). Es befasst sich mit neuen Methoden und Genres sowie mit Fallstudien wie den *Geographischen Informationssystemen* (GIS), setzt sich mit dem «sozialen Leben der *Digital Humanities*» auseinander, konfrontiert uns mit provokativen Thesen dazu und schliesst mit einem praktischen Leitfaden zu diesem aufstrebenden Praxisfeld.

Das Buch wird wohl unseren Blick auf die zukünftige Produktion von Wissen verändern: «The *Digital Humanities* will revitalize the liberal arts tradition in the electronically inflected, design-driven, multimedia language of the twenty-first century», fassen die Autoren diesen Wandel zusammen. Ihr Buch beschreibt die Instrumente, die notwendig sind, um darin zu bestehen. Aber der weitaus interessanteste Teil sind seine «Provokationen». Hier ein paar davon:

Vieles sei bereits getan worden zum Aufbau digitaler Speicher und zur Schaffung von Konventionen für den Zugang, die Nutzung und Publikation digitaler Verzeichnisse, Quellen und Textprodukte. Aber der Wechsel von analogen zu digitalen Medien und moderne Web-Technologien werden noch mehr Möglichkeiten wie auch Zwänge nach sich ziehen. Dies erfordere experimentelles Denken und ein Wirken über die digitale respektive analoge Spaltung hinweg. Auch *Digital Natives* seien mittlerweile bereit, den Unterschied zwischen einem Manuskript, das wir in den Händen halten, und seinem Bild auf dem Schirm, zu anerkennen. Überraschenderweise befürchten nun aber die Autoren, dass Routinen, wie sie sich in diesem gerade erst entstandenen Praxisfeld schon eingeschlichen hätten, die *Digital Humanities* rasch zu einem Ende kommen lassen könnten.

Um das zu verhindern, seien Innovationen gefragt: neue Modelle der Zusammenarbeit und der Publikation; ein Weg, um Wissen mit neuen *Kompetenz-Sets* wie *Design*, *Programmierung*, *statistische Analyse*, *Datenvisualisierung* und *Data-Mining* zu produzieren. Benötigt würden eigene Programmiersprachen und neue, nicht ausschliesslich quantitative Techniken, wie wir sie heute schon kennen: *Interpretatives Mapping*, *Visualisierung* und andere mehr könnten dann unsere Erfahrungen und Analysen der digitalen Welt und analogen Kultur stark verändern.

Für die Autoren sind *Tools* nicht einfach nur Werkzeuge, sondern kognitive Schnittstellen, die Wissen produzieren und vermitteln und deshalb organisiert werden müssen. Ein genuin geisteswissenschaftliches digitales *Toolkit* müsse auf jeden Fall mehr können als in der gewöhnlichen digitalen Welt. Das Vertrauen in Computer für die Aggregation, Synthese und sogar Selektivität von Daten werde in den kommenden Jahren wachsen. Wir werden uns wahrscheinlich schon bald mit von Maschinen erarbeiteten Analysen und Zusammenfassungen von Texten befassen, schreiben die Autoren. Sie sind überzeugt, dass dann Computer als «Erweiterung unserer eigenen kognitiven Fähigkeiten» gesehen werden.

In den historischen Wissenschaften, zum Beispiel, werde die Maschine konzeptionelle Filter liefern, die Zugang zu nach bestimmten Kriterien bearbeiteten Aufzeichnungen vereinfachen: Jeder Filter stellt auf unterschiedlichen



Ebenen aggregierte Daten für differenzierte Synthesen bereit. Begriffe wie *distant reading*, *Inhaltsmodellierung* oder *Wissensrepräsentation* werden bald ebenso vertraut sein, wie *Netzwerk* und *soziale Medien* dies heute schon sind.

Die Autoren gehen davon aus, dass diese Entwicklung bald zu einer «Zweiteilung» innerhalb der Geisteswissenschaften führen wird. Die Protagonisten für Datenanalysen werden jenseits der traditionellen humanistischen Interpretation Aufgaben übernehmen, die den quantitativen Sozialwissenschaften nahekommen. Sie werden Fragen untersuchen, welche viele Forschende als naiv und trivial ablehnen, wie zum Beispiel die quantitative Verbreitung von bestimmten kulturellen Mustern. Auf dem Spiel, so die Autoren, stehe das «einzigartige geisteswissenschaftliche Engagement, mit Unsicherheit, Mehrdeutigkeit und Komplexität zu ringen». Mit dem immer breiteren Zugang zu digitalen Daten werde diese Zweiteilung immer weiter wachsen.

In den *Digital Humanities* werden, wie auch Wolfgang Schmale festgestellt hat, Texte immer «flüssiger». Immer öfter arbeiten verschiedene Autoren an einem Textkorpus, Schreiben wird so immer häufiger als ein kooperativer Prozess verstanden. Analytische *Tools*, die «Fingerabdrücke geistigen Eigentums» extrahieren und mit Algorithmen Kritiken erstellen, werden bald gängige Praxis sein. Unsere Vorstellung vom Dokument wird sich entsprechend anpassen müssen. Es wird, ganz im Sinne von Michel Foucault, sich in ein diskursives Objekt verwandeln, in ein Produkt additiver Interventionen von verschiedenen Autoren.

So weit ein kurzer Schnitt durch die interessantesten Thesen in diesem spannenden Buch. Es wird, wie erwähnt, unseren Blick auf Produktion von Wissen sicherlich verändern. Die Vorstellung der amerikanischen Autoren von einer zukünftigen Zweiteilung der *Community* entspricht, gemessen an den Debatten an der Hamburger-Konferenz 2012, in etwa der Auffassung in Europa, wo einige Wissenschaftler den Import eines reduktiven, nicht objekt-bezogenen Denkens in die Geisteswissenschaften befürchten und andere die *Digital Humanities* entweder als Unterstützung für oder sogar als Speerspitze einer vollständigen Transformation der Geisteswissenschaften begrüßen.

Die Autoren teilen die Ansicht von Wolfgang Schmale, wonach Konzepte von Autorenschaft, Dokument und Provenienz immer diffuser werden. Viele würden wohl auch ihrem Befund zustimmen, dass der Begriff des Gelehrten eine Umgestaltung erfahren, dass dieser aufgrund der Zusammenarbeit mit ausser-universitären Partner vermehrt wie ein Unternehmer handeln wird, wie das heute in den Natur- und Sozialwissenschaften schon oft der Fall ist. Aber die Autoren unterschätzen wohl den Widerstand von Experten, die ihre Identität aus ihrer genuin *eigenen* beruflichen Tätigkeit gewinnen, und nicht wollen, dass ihre Berufung mit einem von der Computer-Technologie dominierten Profil ersetzt wird.

Es scheint aber, dass das Buch die Bedeutung von *Design* in den *Digital Humanities* übertreibt: «Design emerges as the new foundation for the conceptualization and production of knowledge.» Gestaltung ist wichtig, kein Zweifel, aber sie müsste wohl nach wie vor der Funktion folgen. Die Wechselwirkung zwischen Inhalt und Form bestimmt, ob ein Projekt oder Produkt erfolgreich sein wird, und nicht das *Design* an sich. Aber der Hauptaussage des Buches stimme ich zu: Wenn die Geisteswissenschaften gedeihen und nicht allein in privilegierten Nischen überleben wollen, müssen sie zeigen, was sie für die zukünftige Wissensgesellschaft im digitalen Zeitalter liefern können.

Guido Koller, Biel



Miriam Meckel: **Next. Erinnerungen an eine Zukunft ohne uns.** Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 2011. 315 Seiten.

[ALGORITHMUS, der: exakt definierte Handlungs- oder Rechenvorschrift zur Lösung eines Problems oder einer Gruppen von Problemen in endlich vielen Schritten.]

In Miriam Meckels neuem Buch beobachtet ein mit menschlicher Stimme ausgestatteter Algorithmus den Umgang der Menschen mit ihren Computern. Der Algorithmus erzählt aus der Ich-Perspektive, wie es ihm und seinesgleichen gelungen ist, die Menschen digital zu überführen. Menschen, die eigentlich unentschieden, zweifelnd, emotional und unberechenbar sind, können nun mit Leichtigkeit in ein digitales System integriert werden. Dabei geht es dem Algorithmus weniger um seinen Machtwillen, als vielmehr darum, jedes Problem eindeutig zu lösen. Denn ein Algorithmus ist, da er aus endlich vielen Schritten eindeutige Handlungsvorschriften zur Problemlösung anbietet, logisch und konsequent. So konsequent, dass er die perfekte Auswertung gewährleistet und den Zufall ausschließt. Es ist dieser Verlust von Zufall, von Serendipität, von menschlichem Ermessen, der weitreichende Konsequenzen haben wird, deren wir uns, so die Autorin –Lehrstuhlinhaberin für Corporate Communication an der Universität St. Gallen – bewusst machen müssen. Dies geschieht insbesondere dort, wo sich Menschen heute am liebsten aufhalten: im Internet, bei Google und Co. Es geht der Autorin darum, zu verdeutlichen, dass das mittels algorithmischer Rechenmodelle personalisierte Internet unser Weltbild und damit uns selbst verändern kann und wird.

Worum geht es? Ende 2009 kündigte Google die personalisierte Suche für jedermann an. Ein vermeintlich anonymer 'User' verrät viel über sich. So kann Google auslesen, wo in etwa sie/er sich befindet, welche Sprache auf ihrem/seinem Computer eingestellt ist, welches Gerät und welchen Browser sie/er benutzt. Aus den Signalen lassen sich Rückschlüsse ziehen. Ohne die Identität zu kennen, kann der Suchgigant einen konkreten User in eine Schublade stecken. Diesen Wechsel von einer generalisierten zu einer personalisierten Suche im Netz sieht Meckel als Zäsur, die es genau zu beobachten gilt. Algorithmen haben in diesem Moment die Kontrolle übernommen. Daraus lassen sich verschiedene Zukunftsszenarien ableiten.

Im zweiten Teil des Buches fragt sich der «letzte Mensch» denn auch konsequenterweise, was von ihm übriggeblieben ist in diesem Übergang. Er fragt, ob das typisch Menschliche noch Bestand hat oder ob er lediglich als *download* existiere, als digitale Erinnerung an sich selbst, ohne individuell oder frei zu sein, eine Illusion seiner selbst.

Das Szenario in diesem Buch ist zugespitzt. Es soll dazu anregen, zu verstehen, wie die Mechanismen heutiger digitaler online-Technologien funktionieren. Dabei macht die Autorin kein Hehl daraus, dass sie die gegenwärtig vorhandenen Möglichkeiten als problematisch ansieht. Menschen sind Gewohnheitstiere, die gerne das nehmen, was sie schon kennen. Algorithmen jedoch – so die Autorin – schalten Lernprozesse aus. In einem personalisierten Netz findet die/der User diese nicht mehr.

Algorithmen bestimmen also die Auswahl der Treffer bei Google. Aber bestimmen sie damit auch unseren Alltag? Algorithmen sind zwar tatsächlich allgegenwärtig (nicht nur im Internet), allerdings können sie immer nur mit den Daten arbeiten, mit denen sie gefüttert werden. Das sind heute zweifelslos viele,



das Stichwort *Big Data* ist hier angebracht, auch wenn es im Buch keine Verwendung findet. Aber sind viele Daten auch valable Daten? Ist Big Data nicht primär eine quantitative, damit aber noch nicht zwingend eine qualitative Grösse? Und sind Big Data, also Daten aus sozialen Netzwerken, Retail Daten (online und in Shops), Kreditkartendaten, Mobilitätsdaten, generische, ursächliche Daten? Was aber ist dann mit der Performanz, die unseren alltäglichen Umgang mit uns selbst und mit anderen bestimmt?

Sind wir die, die wir online – z.B. auf Facebook – vorgeben zu sein? Sind es nicht viel mehr Inszenierungen – hybride Texte unserer selbst? Wenn ich mir die Facebook-Seiten der heutigen 12-Jährigen anschau, die notabene auf Facebook mindestens 13 Jahre alt sind, da dies das ausbedingte Mindestalter für einen Beitritt ist, stelle ich mit Erstaunen und Belustigung fest, dass zahlreiche von ihnen bereits verheiratet sind, auf den Bildern kaum (oder nur für ihre Nächsten) erkennbar sind, dass sie eine inszenierte Sprache verwenden (die in der Schule kaum geduldet würde) usw. Aber auch wenn ich online shoppe, ist dies nur ein kleiner Teil meiner Einkaufsaktivität. Ich gehe dennoch weiterhin in Buchläden, zum Griechen, an den Sushi-Corner. Nicht zwingend und nicht überall werden meine Daten erfasst. Was ich also hinterlasse, sind Arrangements, Konfigurationen, die mich andeuten, aber nicht abbilden.

Die Spuren, die wir täglich im Netz hinterlassen, müssen ein Thema sein. Überinterpretieren sollte man sie dennoch nicht. Sie bilden immer nur einen Teil des Individuums, der Gesellschaft, der sozialen Dynamiken, ab, und vielleicht noch nicht einmal den wichtigsten. Sie sind nicht das, was den Menschen ausmacht. Und ohne Daten sind Algorithmen nichts.

Dennoch ist es natürlich richtig, auf Themen wie Informationsverengung, Privatsphäre, Ownership aufmerksam zu machen. Im angelsächsischen Raum wird dies seit längerem getan (Dana Boyd, Eli Pariser, Cass Sunstein).<sup>18</sup> Miriam Meckel ist es zugute zu halten, diese Debatte in den deutschen Sprachraum transferiert zu haben.

Monika Gisler, Zürich

18 Für den deutschsprachigen Raum nun auch: Mercedes Bunz, *Die stille Revolution. Wie Algorithmen Wissen, Arbeit, Öffentlichkeit und Politik verändern, ohne dabei viel Lärm zu machen*, Berlin, Suhrkamp, 2012.